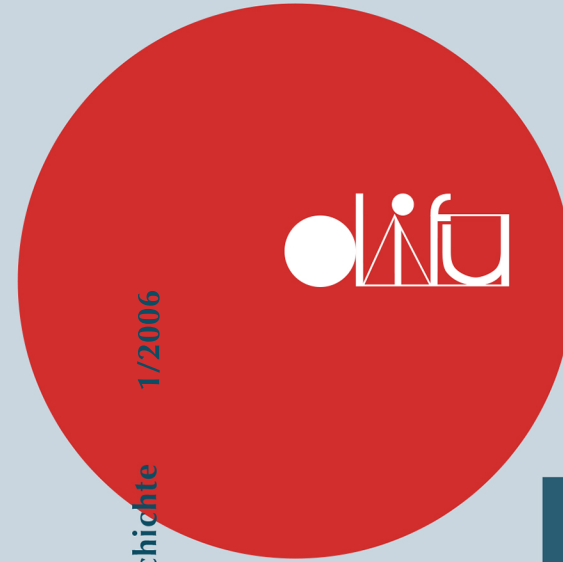




Informationen zur modernen Stadtgeschichte

Themenschwerpunkt

Stadt und Fußball



1/2006

1/2006

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

IMS

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2006
Verlagsort: Berlin

1.Halbjahresband

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadt und Fußball

Verantwortliche Herausgeber:
Franz-Josef Brüggemeier

LEITARTIKEL

Franz-Josef Brüggemeier

Leitartikel: Stadt und Fußball..... 5

B E R I C H T E U N D A U F S Ä T Z E Z U M T H E M A

Jürgen Denzel

Die Stellung der Kommunen zum Fußball im deutschen Kaiserreich..... 9

Peter Tauber

Völkerbundauswahl und Schlappekicker: Das runde Leder
als Instrument nationalsozialistischer Kommunalpolitik in
Frankfurt am Main..... 24

<i>Stefan Goch</i>	
Stadt, Fußball und Stadion - Zusammenhänge am Beispiel Gelsenkirchen	34
<i>Markwart Herzog</i>	
Kaiserslautern am Fuße des Betzenbergs: Funktionen – Lasten – Kontinuitäten	48
<i>Matthew Taylor</i>	
Soccer and the City: Urban Development, Identity and the Rise of Football.....	54
<i>Matthias Marschik</i>	
Die Kathedralen der Moderne: Über die außersportliche Nutzung von Stadien	70

F O R S C H U N G S B E R I C H T

<i>Christian Koller</i>	
Fußball und Stadt im deutschsprachigen Raum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert: Ein Forschungsbericht	84

R E Z E N S I O N

<i>Jürgen Denzel</i>	
Stefan Nielsen, Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur, Diss. phil. Frankfurt a. M. u. a. 2002, 669 S., 85,90 Euro.....	97

F O R U M

<i>Matthew Gandy</i>	
Stadt als cyborg. Anmerkungen zu einer neuen Debatte	100

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

Katja Schmidtpott

- Stadt-Räume in Japan: Die sozialwissenschaftliche Japanforschung
und der ‚Spatial Turn‘ / Urban Spaces in Japan: The Social Scientific
Study of Japan and the ‚Spatial Turn‘ 114

János Brenner

- Kopfnote Urbanität oder der Elefant im Wohnzimmer?
Zum Kongress des Council for European Urbanism vom
8. bis 10. September 2005 in Berlin (Tagungsbericht) 117

Asta von Buch, Jenny Künkel, Florian Urban

- „Symbolic Constructions of the City“; Center for Metropolitan
Studies Berlin, 1.-2.12.2005 (Tagungsbericht) 121

Gerhard Kaldewei

- Das Beispiel der „Nordwolle“ in Delmenhorst:
Stadtforschung im Kontext von „Industrialisierung –
Ent-Industrialisierung – Musealisierung“ (Projektbericht) 124

Christoph Bernhardt

9. Werkstattgespräch zur ostdeutschen Planungsgeschichte
(Tagungsbericht) 126

M I T T E I L U N G E N 129

Stadt und Fußball

Fußball und Stadt hängen eng zusammen. In Städten hat dieser Sport nach 1850 seinen Durchbruch erlebt; hier entstanden die Vereine und Ligen, die ihn bis heute prägen. Städte bieten die erforderliche Infrastruktur, hier konzentrieren sich die Zuschauer und mittlerweile legen selbst Metropolen Wert darauf, einen berühmten Verein aufweisen zu können. Zwar lagen die Anfänge des modernen Fußballs Anfang des 19. Jahrhunderts in englischen Internaten, doch seine eigentliche Verbreitung erlebte er erst, als dieser Sport die Städte erreichte, dort populär wurde, genügend Spieler fand und – wichtiger noch – eine wachsende Zahl von Zuschauern anzog. Deren Interesse war bald so groß, dass immer größere Stadien entstanden und schon zur Jahrhundertwende wichtige Spiele in England mehr als 100.000 Zuschauer anzogen.

Etwas zeitversetzt fanden vergleichbare Entwicklungen weltweit statt, zuerst in Europa und Lateinamerika, aber auch in Afrika und schließlich in Asien, wobei außerhalb Englands der städtische Ursprung noch deutlicher zu sehen ist. Hier verbreitete sich dieser Sport überall dort, wo englische Kaufleute, Techniker, Matrosen, Soldaten oder Touristen sich aufhielten, also in den größeren Handels- und Universitätsstädten, Kurorten oder Häfen. Über den Globus verteilt schossen um 1900 Fußballvereine geradezu aus dem Boden und erinnern bis heute im Namen an ihre Herkunft: Inter(nationale) Mailand, Racing Straßburg, Young Boys Bern, Kickers Offenbach usw. Damit verbunden war ein wachsendes Interesse von Zuschauern, die sich mehr oder minder intensiv für ‚ihre‘ Mannschaften begeisterten, was sowohl Möglichkeiten der Identifikation bot, aber auch zahllose Konflikte zwischen Vereinen und oft auch zwischen Städten verursachte. Nicht nur in den Anfängen des Fußballs, sondern bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg und teilweise bis heute waren und sind Vereine dabei für viele Fußballanhänger wichtiger gewesen als Nationalmannschaften. Bei Welt- und Europameisterschaften können diese große Aufmerksamkeit finden, doch das gilt nicht für alle Länder und insbesondere nicht für den Alltag. Hier dominieren Vereinsmannschaften und deren Wettbewerbe und nicht nur Anhänger des Fußballs bringen viele Städte wie Liverpool, Manchester, Lyon, Barcelona, Amsterdam, Madrid oder Turin vor allem mit ihren bekannten

Mannschaften in Verbindung.

Diese Feststellung lässt sich nicht verabsolutieren. Fraglos gibt es zahlreiche Personen, die sich nicht für Fußball interessieren und entsprechend Städte damit nicht in Verbindung bringen. Doch diese Personengruppe dürfte allmählich zu einer Minderheit werden, während die Zahl derjenigen nicht zu unterschätzen ist, die die Landkarte Europas und den genauen Ort vieler Städte dadurch kennen gelernt haben, dass sie die europäischen Wettbewerbe verfolgen und wissen wollen, wo ihre Mannschaft gerade spielt, oder diese selbst zu den einzelnen Stadien begleiten. Diese Aussage gilt nicht nur für den Fußball, sondern für Mannschaftssportarten generell und dürfte weltweit zutreffen, wenn etwa bei New York viele an die Yankees denken (ein Baseballverein), Los Angeles mit den Lakers und Dallas mit den Mavericks (Basketball) oder Gummersbach und Kiel mit ihren Handballmannschaften verbinden.

Derartige Verbindungen besitzen eine lange Tradition, haben jedoch in den letzten Jahren eine schnell zunehmende Bedeutung erlangt, wobei auch hier diese Entwicklungen in den USA besonders früh einsetzten. Hier ist es seit langem üblich, dass Städte sich mit ihren Vereinen rühmen, diese fördern oder sogar versuchen, einzelne Vereine der Profiligen andernorts abzuwerben, so dass über Nacht Mannschaften in eine andere Stadt verpflanzt werden und fortan dort ihre Spiele austragen. Diese Entwicklungen zeichnen sich in Deutschland noch nicht ab. Hier sind vielmehr Städte erst in den letzten Jahren dazu übergegangen, mit Fußballvereinen für sich zu werben. Auch hierfür gab es Vorläufer, etwa in Kaiserslautern oder Gelsenkirchen, doch dabei handelte es sich um Städte, die ansonsten keine besondere Attraktion aufwiesen und Fußballerfolge als Ersatz betrachteten. Diese Situation hat sich geändert, denn mittlerweile legen auch Metropolen wie München, Berlin oder Hamburg, die alle Insignien der Hochkultur und zahllose traditionelle Attraktionen besitzen, großen Wert darauf, Heimat eines bekannten (und möglichst erfolgreichen) Fußballvereins zu sein. Eine deutliche Steigerung erfuhren diese Anstrengungen, als sich fast jede größere Stadt in Deutschland bemühte, Austragungsort von Spielen der Fußballweltmeisterschaft zu werden und so den eigenen Bekanntheitsgrad zu steigern.

Über diese Entwicklungen haben die Medien in den letzten Jahren ausführlich berichtet, während seriöse oder gar wissenschaftliche Untersuchungen hierzu kaum vorliegen. Deren Zahl wird zudem immer geringer, je weiter wir historisch zurückgehen: wer sich für das Thema ‚Fußball und Stadt‘ und die damit verbundenen Entwicklungen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert interessiert, betritt Neuland - um diese oft gebrauchte und in diesem Fall tatsächlich zutreffende Formulierung zu benutzen. Bisher liegen nur wenige Arbeiten vor, und etwas zugespitzt ließe sich

sagen, dass nahezu alle deutschsprachigen Autoren, die sich mit diesem Thema befassen, in diesem Heft versammelt sind. Dabei zeigen ihre Beiträge, wie interessant, ertragreich und viel versprechend dieses Untersuchungsgebiet ist.

Dazu gehört das Verhalten von Städten und ihren Verwaltungen, deren Reaktionen auf den neu entstehenden Fußballsport der Beitrag von Jürgen Denzel behandelt. Er zeigt, wie verbreitet anfangs eine ablehnende Haltung war und wie die Städte, die sich bei den ‚besseren‘ Sportarten zunehmend engagierten, gegenüber dem Fußball lange eine große Skepsis zeigten. In den zwanziger Jahren nahm ihr Engagement sprunghaft zu, größere Stadien und ganze Sportanlagen entstanden, deren Entwicklung und Bedeutung die Beiträge von Peter Tauber, Stefan Goch und Markwart Herzog über Frankfurt, Schalke (Gelsenkirchen) und Kaiserslautern behandeln. Die beiden zuletzt genannten Autoren verfolgen diese Entwicklungen bis in die Gegenwart und arbeiten heraus, dass – wie erwähnt – gerade in den letzten Jahren Fußball und Städte eine immer engere Verbindung eingegangen sind.

Die Autoren bieten überzeugende und empirisch dichte Einstiege in ein wenig untersuchtes Forschungsgebiet, können jedoch eine Vielzahl von Aspekten nur anreißen. Weitere Arbeiten müssten die Entwicklungen nach 1945 behandeln, Genderaspekte aufgreifen, die ökonomische Bedeutung des Fußballs - und des Sports generell - untersuchen und dürfen dabei aber nicht vergessen, dass jenseits der Großstadien und Vorzeigevereine die Bedeutung von Fußball und anderer Sportarten vor allem auf der kaum überschaubaren Zahl kleiner Vereine beruht, auf freiwilligem Engagement, informellen Strukturen und persönlichem Einsatz. Hier finden wir die viel beschworene Bürgergesellschaft im Alltag, die große Auswirkungen hat auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Städten und ihrer Bewohner, auf deren Zusammenhalt und die Möglichkeit, unterschiedliche Schichten und Zugewanderte zu integrieren, darunter nicht zuletzt vor allem die ethnischen Minderheiten und deren Kinder.

Wie groß die Themenvielfalt derartiger Untersuchungen sein kann, zeigt Matthew Taylor, der von einem international angelegten Projekt über ‚Sport and the City‘ berichtet, das sich noch in einer frühen Phase befindet, und der in seinem Bericht auch einen Überblick über wichtige englischsprachige Veröffentlichungen gibt. Gerade zum Thema ‚Stadt und Fußball‘ wie zum weiten Gebiet der Geschichte des Fußballs generell sind diese weiterhin international führend. Das bestätigt der Literaturbericht von Christian Koller, der die Pionierrolle britischer und amerikanischer Autoren aufzeigt, aber auch deutlich macht, dass im deutschsprachigen Raum mittlerweile eine beachtliche Zahl an Untersuchungen vorliegt, wenngleich das spezielle Thema dieses Heftes – wie erwähnt – bisher erst wenige Bearbeiter gefunden hat. Hier gibt es allerdings Schwerpunkte, so im Ruhrgebiet oder in Wien,

wobei die zu erstellenden Arbeiten sich nicht auf den Bereich des Fußballs beschränken, sondern das weitere Thema ‚Sport und Stadt‘ aufgreifen sollten. Dazu hat Stefan Nielsen eine hilfreiche und materialgesättigte Untersuchung für den Zeitraum 1870-1930 vorgelegt, die Jürgen Denzel in seiner Besprechung vorstellt.

Einen scheinbar engen Zugriff schließlich hat Matthias Marschik gewählt, der sich auf die Entwicklungsgeschichten und unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten moderner Stadien konzentriert. Er kann zeigen, wie diese sich von bescheidenen Anfängen vor dem Ersten Weltkrieg über die Repräsentationsbauten der 1920er Jahre zu den modernen ‚Event‘-Arenen veränderten, auf die heute Stadtwerbungen so gerne verweisen. Diese Veränderungen waren begleitet von unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Konzepten, Versuchen der Instrumentalisierung und Selbststilisierung und nicht zuletzt von kommerziellen Interessen, die bisher wenig untersucht sind und auf Themen sowie Fragestellungen verweisen, auf die eine lebendige Stadtgeschichte nicht länger verzichten kann.

**Prof. Dr. Dr. Franz-Josef Brüggemeier, Universität Freiburg,
Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
F.J.Brueggemeier@geschichte.uni-freiburg.de**

Die Stellung der Kommunen zum Fußball im deutschen Kaiserreich

Im wilhelminischen Deutschland waren die Großstädte Experimentierfelder einer neuen Freizeitkultur. Zu deren populärsten Erscheinungen zählte der um die Jahrhundertwende aufkommende englische Import Fußball, der jedoch heftig umstritten war. Während ihn die Anhänger des Turnens als ‚fremdländisch‘ und ‚roh‘ verunglimpften und Schulbehörden die Mitgliedschaft von Jugendlichen in Fußballvereinen verboten, betrachteten bürgerliche Sozialreformer die englischen Sportarten als Mittel, um die sich aus der rasanten Urbanisierung ergebenden hygienischen und sozialen Probleme zu entschärfen. Im Folgenden soll am Beispiel Fußball die Haltung städtischer Behörden gegenüber der modernen Freizeitkultur nachgezeichnet werden.¹ Reagierten sie wie im Falle des seit den 1880er Jahren aufkommenden Fahrradbooms in obrigkeitstaatlicher Manier mit Verboten und Restriktionen oder lassen sich Anzeichen für eine kommunale Sportförderung ausmachen? Betraf der um die Jahrhundertwende einsetzende Wandel der Kommunen zu modernen Dienstleistungszentren, die bestrebt waren, die städtischen Lebensbedingungen durch eine umfassende soziale Daseinsvorsorge zu verbessern, auch den Sport?

Hans-Ulrich Wehler geht davon aus, dass die deutschen Städte durch die Bereitstellung von „geräumigen Sportanlagen bis hin zu den ersten Stadien (...) dem seit Jahrhundertbeginn unaufhaltsamen Siegeszug des modernen Leistungs- und Freizeitsports frühzeitig Rechnung“ trugen und somit „auch in dieser Hinsicht (...) jedem Vergleich mit anderen urbanisierenden westlichen Gesellschaften gewachsen“² waren. Ein zeitgenössisches Urteil aus dem Jahr 1913 weist jedoch in eine andere Richtung: So würde der „Historiker (...) in zwanzig oder dreißig Jahren (...) voller

¹ Zur Stellung der Kommunen zum Sport im deutschen Kaiserreich siehe Stefan Nielsen, *Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur*, Frankfurt a. M. 2002; Klaus Reinartz, *Sport in Hamburg: die Entwicklung der freien Selbstorganisation und der öffentlichen Verwaltung des modernen Sports von 1816 bis 1933*, Hoya 1997.

² Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, München 1995, S. 530.

Erstaunen feststellen“, dass es trotz der Fortschritte beim Bau von „Beleuchtungs-, Wasser- und Kanalisationsanlagen“ eine „ungewöhnlich lange Zeit und große Mühe gekostet hat, die (...) Verwaltungskörperschaften von der Notwendigkeit der (...) systematischen Anlage und Ausgestaltung von (...) [Sport- und] Spielplätzen (...) zu überzeugen.“³

Fußballvereine in der städtischen Öffentlichkeit

Inmitten der von mitgliederstarken Turn-, Krieger-, und Gesangsvereinen geprägten städtischen Vereinskultur erschienen Fußballklubs zunächst als Fremdkörper, da sie eine als unkonventionell geltende Freizeitbeschäftigung pflegten und dabei sogar öffentliches Ärgernis erregten. Laut dem Jahrbuch des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) aus dem Jahr 1907 herrschte in den „maßgebenden Kreisen vieler Gemeindeverwaltungen gerade dem Fußballspiel gegenüber eine zunehmende Abneigung.“⁴ So monierte im Jahr 1914 der Bürgermeister von Einbeck in einem Rundschreiben an die dortigen Fußballvereine, dass die Spieler „den Weg vom Vereinslokal durch die Stadt nach dem Tummelplatze und umgekehrt mit vollständig entblößten Beinen zurückgelegt haben“ und drohte „empfindliche Strafen“⁵ an. Die Konflikte mit den Behörden waren nicht zuletzt auf das jugendliche Alter der Fußballanhänger zurückzuführen, deren Verhalten sich oftmals außerhalb der bürgerlichen Konventionen bewegte, was ein Polizeibericht der Stadt Einbeck zeigt: „Die Fußballspieler sind durch das fortwährende Spielen schon so verrohrt, dass zum Beispiel bei der An- und Abfahrt mit der Eisenbahn das ganze Eisenbahn-Personal aufgeboten werden muss, um die Sicherheit herzustellen. Der Bahnhofs-Vorsteher hat sich schon dieserhalb ... beschwert“.⁶

Um derartigen Vorfällen entgegenzuwirken, wurden die Vereinsleitungen im Jahrbuch des DFB dazu aufgefordert, auf das „Benehmen der Mannschaften auf dem Spielfelde und vor allem auch beim An- und Abmarsch“ zu achten, „weil wir damit rechnen müssen, dass der gute Teil der Einwohner eines friedlichen Ortes jede Beeinträchtigung seiner Ruhe oder seiner etwas hausbackenen Moral mit tödli-

³ Albert Siebert, Anlage und Ausgestaltung von Volksparks, Spielplätzen und Jugendheimen, in: Monatschrift für das Turnwesen 32, 1913, S. 365-369, hier S. 365.

⁴ Hermann Raydt, Die Spielplatzfrage, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 4, 1907, S. 96-98, hier S. 96.

⁵ Rundschreiben des Bürgermeisters Nedden an die Vorstände der Fußballvereine, 18. Juli 1914, Stadtarchiv Einbeck, Verhandlungen betr. Benutzung des Tummelplatzes, Sign. 572-1, zitiert nach Martin Jungmann, Einbecker Vereine im Kaiserreich 1871-1914, Göttingen 2001, S. 169.

⁶ Bericht des Polizeiwachmeisters Brüning vom 13. Mai 1909, Stadtarchiv Einbeck, Fußball- und Radfahrvereine, Sign. 065-25, zit. nach Jungmann, S. 170.

chem Hass beantworten würde.“⁷ Auch wegen der Verletzung der Sonntagsheiligung kam es häufig zu Auseinandersetzungen zwischen Fußballvereinen und örtlicher Polizei.⁸ Die strenge Überwachung der Sonntagsheiligung durch die Polizeibehörden schränkte den Spielbetrieb stark ein, da wegen der langen Arbeitszeiten nur Sonn- und Feiertage für Wettkämpfe zur Verfügung standen. Vereinzelt legten daher Fußballvereine in den Jahren vor Kriegsbeginn Berufung gegen die von der Polizei verhängten Strafen ein. Die Gerichte bestätigten in der Regel das behördliche Vorgehen gegen öffentliche Wettkämpfe während der Kirchzeiten und ließen nur Übungsspiele vereinzelt zu.

Um die Jahrhundertwende erregten Fußballspiele kaum öffentliche Aufmerksamkeit, während die beliebten Pferderennen zu dieser Zeit vereinzelt bereits über 10.000 Besucher anzogen und aufgrund der Präsenz von Adel und Honoratioren gesellschaftliche Ereignisse darstellten. Fußballspielen hingegen blieben kommunale Würdenträger sowie die Vertreter der Lokalpresse trotz der Einladungen von Vereinen in der Regel fern. Auch in der städtischen Festkultur, die vor allem Turn-, Krieger- und Gesangsvereine prägten, traten die Fußballanhänger anfangs nicht in Erscheinung. Ein Ausnahmefall waren die Braunschweiger Sedanfeiern, in deren Mittelpunkt bereits vor der Jahrhundertwende Wettkämpfe in Sportarten wie Fußball oder Leichtathletik standen. Dies war nicht zuletzt der Initiative des Gymnasialprofessors Konrad Koch zu verdanken, der dem nachlassenden Interesse an den Sedanfeiern entgegenwirken und zugleich die Verbreitung des Sports forcieren wollte. Koch sprach sich gegen die bisher übliche Präsentation von Turnübungen aus, da „schulmäßige Massendurchschnittsleistungen ... schlecht zu der Festfreude“ passen würden und zudem für die „nicht sachkundigen Zuschauer wenig interessant“⁹ seien. Stattdessen sollten nach dem Vorbild der antiken Olympischen Spiele „Musterleistungen zur Schau kommen“, wobei sich „unter den bisher auf Sedanfesten vorgeführten Spielen (...) der Fußball insofern am besten bewährt [habe], als er für Tausende von Zuschauern die größte (...) Anziehungskraft besitzt.“¹⁰

Seit den 1890er Jahren forderte der Zentralausschuss für Volks- und Jugendspiele – eine Vereinigung bürgerlicher Sozialreformer – die Städte in einer groß angelegten Werbekampagne dazu auf, die „öffentlichen Feste des deutschen Volkes“ nach

⁷ Martin Berner, *Werbearbeit im Sport*, in: *Deutsches Fußball-Jahrbuch* 8, 1911, S. 71-78, hier S. 76.

⁸ Die äußere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, in: DFB (Hrsg.), *Jahresbericht 1910-11*, Dortmund 1911, S. 74-80.

⁹ Konrad Koch, *Die Erziehung zum Mute durch Turnen, Spiel und Sport: die geistige Seite der Leibesübungen*, Berlin 1900, S. 203.

¹⁰ Ders., *Wie sind die Sedanfeste durch Spiele zu beleben?*, in: *Jahrbuch für Jugend- und Volkspiele* 4, 1895, S. 81-87, hier S. 83f.

dem Braunschweiger Vorbild „zeitgemäß zu reformieren.“¹¹ Einige Kommunen folgten dieser Anregung, die erstmals in Köln im Jahr 1899 umgesetzt wurde, wo vor ca. 50.000 Zuschauern sogenannte ‚Vaterländische Festspiele‘ mit sportlichen Wettkämpfen stattfanden.¹² Rückblickend wurde diese Veranstaltung als „entscheidend für die weitere Entwicklung des Fußballsportes“ in Köln betrachtet, da sich dieser „zum ersten Mal ..., vertreten durch den jungen K.F.C. ... einer großen Masse zeigen“ konnte, was zur Folge hatte, dass sich die „Anmeldungen häuften.“¹³ Trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit der Fußballanhänger gegenüber den alteingesessenen Turn- und Schützenvereinen gelang es ersteren oftmals, bei derartigen Veranstaltungen das Interesse der Zuschauer auf sich zu ziehen. So lichtete sich Augenzeugen zufolge in Köln bei den Turnvorführungen bereits nach „15 Minuten ... allmählich der Zuschauerkreis“, wohingegen die „Ausdauer und Teilnahme bei ... Kampfspielen“ wie dem Fußball „am stärksten“¹⁴ gewesen sei. Bei den 1913 stattfindenden ‚Vaterländischen Festspielen‘ in Dresden zählten die Fußballklubs, die mit insgesamt 15 Mannschaften auftraten, bereits zu wichtigsten Vertretern der städtischen Sportvereine.¹⁵

Erst nach der Jahrhundertwende begann sich der Fußball zum Zuschauersport zu entwickeln. Dies hatte zur Folge, dass vereinzelt auch die rasch wachsenden Fußballclubs bei städtischen Festen eine tragende Rolle einnahmen. So stellte einer der Höhepunkte der Feierlichkeiten für das 300-jährige Stadtjubiläum von Mannheim im Jahr 1907 der von der Mannheimer Fußball-Gesellschaft ausgerichtete Wettkampf gegen Newcastle United dar, das eine „zu Tausende zählende Zuschauermenge ... herangelockt hatte; u.a. waren es auch der Protektor Prinz Max von Baden, Staatsminister von Dusch, Ministerialpräsident Freiherr von Marschall und das Stadtoberhaupt, ein Beweis, dass sich der Fußballsport in unserer Residenz allerhöchster Protektion erfreut.“¹⁶ Im Jahr 1913 beauftragten städtische Behörden den Fußballverein Hannover 96 mit der Organisation von Fußball- und Leichtathletikwettkämpfen im Rahmen der Feierlichkeiten zur Einweihung des Neuen Rat-

¹¹ E. Witte, Wie sind die öffentlichen Feste des deutschen Volkes zeitgemäß zu reformieren und wahren Volksfesten zu gestalten?, in: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, 5, 1896, S. 1-29.

¹² Moldenhauer, Vaterländische Festspiele in Köln, in: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 9, 1900, S. 170-174, hier S. 171; H. von Frankenberg, Spielplätze und Jugendspiele im Jahre 1905, in: Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 15, 1908, S. 419.

¹³ Denkschrift zum 25-jährigen Bestehen des Kölner Sport-Clubs 1899 e.V., Köln 1924, S. 26.

¹⁴ Schleusner, Festspiel-Betrachtungen, in: Zeitschrift für Turner und Jugendspiel 8, 1899, S. 193.

¹⁵ Ordnung für die Festspiele am Sonntag, den 6. Juli 1913, S. 22, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Olympische Spiele, „Vaterländische Festspiele“ und Armeewettkämpfe (1907-1919), Nr. 11416.

¹⁶ Mannheimer General-Anzeiger vom 22.04.1907, zitiert nach Gerhard Zeilinger, Die Pionierzeit des Fußballsports in Mannheim, die ersten Jahre von 1894 bis 1919, Buchen-Waldürn 1992, S. 51.

hauses.¹⁷ Die zunehmende Bedeutung des Sports in der städtischen Öffentlichkeit stieß insbesondere bei den Turnern auf Widerstand. So konnte eine von der städtischen Volksfestkommission in Stuttgart im Jahr 1913 geplante sportliche Festveranstaltung nicht stattfinden, da sich die Turner gegen eine Beteiligung aussprachen.¹⁸

Die zunächst randständige Stellung der Fußballvereine im öffentlichen Leben lag auch am jugendlichen Alter ihrer Mitglieder. Noch im Jahr 1911 wurde im Jahrbuch des DFB darüber geklagt, dass „wohl überall (...) die [Vereins]Ämter in den Händen junger Leute [sind], und [sich] nur wenige alte Vereine (...) einen Vorstand leisten [können], der nach landläufigen Begriffen auch einen repräsentablen Eindruck macht.“¹⁹ Im Unterschied zu den Fußballklubs verfügten die etablierten Turnvereine meist über gute Kontakte zu den städtischen Behörden.²⁰ Diese ermöglichten ihnen die Nutzung von Schulturnhallen, wobei in der Regel nur eine geringe Pacht zu entrichten war, und unterstützten die Ausrichtung von Turnfesten mit finanziellen Beihilfen. Die Fußballanhänger fühlten sich daher benachteiligt: „Die Stadtverwaltung scheint nur eine Form der Leibesübungen, das Turnen, zu kennen (...), der Sport und die Spielbewegung aber sind den Herren anscheinend ein fremdes Gebiet, vor dessen Betreten sie sich ängstlich hüten.“²¹ Zu dieser skeptischen Haltung vieler Kommunen gegenüber dem Fußball hat auch beigetragen, dass die für Leibesübungen zuständigen städtischen Dienststellen in der Regel mit Turnlehrern besetzt waren, welche diese Sportart oftmals ablehnten.

Die Fußballvereine auf der Suche nach Sportplätzen

Insbesondere bei der Suche nach Sportstätten waren die Fußballvereine auf das Wohlwollen der Stadtverwaltungen angewiesen. Da das Aufkommen des Fußballs mit der Phase der Hochurbanisierung zusammenfiel, fiel es den Vereinen schwer, in den rasant wachsenden und dicht besiedelten Großstädten unbebaute Flächen zu finden, die dem Raumbedarf eines Fußballfeldes genügten und eine geeignete Bodenbeschaffenheit aufwiesen: „Wiesen mit niedergetretenen Maulwurfshügeln

¹⁷ H. Dwertmann, „Sport, wie ihn Hannover so hochklassig nie gesehen hat“. Hannover 96 in der städtischen Öffentlichkeit, in: Lorenz Pfeiffer; Gunter A. Pilz (Hrsg.), Hannover 96: 100 Jahre – Macht an der Leine, Hannover 1996, S. 245-257, hier S. 254.

¹⁸ Den Sport schädigendes Verhalten der Deutschen Turnerschaft in Stuttgart, in: Fußball und olympischer Sport 1, 1913, Heft 80, S. 4.

¹⁹ Martin Berner, Werbearbeit im Sport, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 8, 1911, S. 71-78, hier S. 76.

²⁰ Stefan Illig, Zwischen Körperertüchtigung und nationaler Bewegung. Turnvereine in Bayern 1848-1890, S. 260-264; Nielsen, S. 449-464.

²¹ Von Woche zu Woche, in: Sport im Wort 9, 1907, S. 160.

waren der Anfang; Exerzierplätze galten als Ideal, sofern sie nur wasserdurchlässig waren; städtische Verkehrs- und Kasernenplätze wurden trotz des scharfen Kiesbodens mit großer Vorliebe genommen, weil sie die einzigen waren, die eine völlig ebene Oberfläche hatten.“²² Auch wegen der steigenden Grundstückspreise hingen die anfangs finanzschwachen Fußballvereine von der Bereitschaft der Städte ab, Sportstätten anzulegen oder freistehende Flächen zu günstigen Konditionen zu verpachten.

Zwar begannen zahlreiche Stadtverwaltungen Ende des 19. Jahrhunderts, Parks und Grünflächen zu schaffen; dies kam jedoch zunächst keineswegs den Fußballvereinen zu Gute, da dadurch oftmals die „freien Plätze innerhalb der Stadt (...) mehr oder weniger sämtlich zu eisenumgitterten Rasenplätzen umgewandelt und so der Benutzung durch die spiellustige Jugend ganz entzogen“²³ wurden. Wenn Fußballspieler dennoch in Parkanlagen spielten, welche meistens die einzigen zentral gelegenen Grünflächen in den Städten waren, kam es oftmals zu Auseinandersetzungen mit Parkwächtern und Polizisten.²⁴ Nur vereinzelt begannen Kommunen, die um die Jahrhundertwende von bürgerlichen Sozialreformern erhobene Forderung umzusetzen, die städtischen Grünflächen nach englischen und amerikanischen Vorbild zu Volksparks umzuwandeln.²⁵ Diese sollten „keine bloße Wandelbahn für bequeme Spaziergänger und Luftschnapper“²⁶ sein, sondern Erholungsstätten, die der gesamten Bevölkerung offen standen und auch neuen Freizeitvergnügungen wie dem Sport Raum boten. Insbesondere die Anhänger der ‚alten Gartenbauschule‘ in den städtischen Parkdeputationen, die öffentliche Grünanlagen primär als Erholungsraum für die gehobenen Schichten betrachteten, brachten wenig Verständnis dafür auf, dass „man an Stelle grüner Wiesen in anmutiger Bewegung und Umrahmung Plätze treten lassen will, [die] eben und von rechteckiger Begrenzung mit oft nieder- und abgetretenem Rasen [sind]“.²⁷

Die sogenannte Spielplatzfrage – erst in den Jahren vor Kriegsbeginn begann sich der Begriff Sportplatz durchzusetzen – wurde rasch zum Politikum, da es sich

²² Franz Grundner, Spielregeln und Spielfeld, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 10, 1913, S. 164; zur Situation in Berlin siehe Gertrud Pfister, Sportstätten und Sportvereine in Berlin an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: Hans-Georg John (Hrsg.), Vom Verein zum Verband. Die Gründerzeit des Sports in Deutschland, Clausthal-Zellerfeld, S. 11-39.

²³ Konrad Koch, Die Spielplatzfrage in Deutschland, in: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 10, 1901, S. 286-290, hier S. 289.

²⁴ Was die Chronisten zu berichten haben, in: Clubnachrichten des B.S.C. 4, 1913, Heft 26, S. 2.

²⁵ Nielsen, S. 464-469.

²⁶ Ferdinand August Schmidt; Klette, Die Bedeutung öffentlicher Spiel- und Sportplätze für die Volksgesundheit, in: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 14, 1906, S. 32-50, hier S. 33.

²⁷ Klette, Die Anlage von öffentlichen Spiel- und Sportplätzen, in: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 14, 1906, S. 51-68, hier S. 68.

bürgerliche Sozialreformer zum Ziel setzten, die Ausbreitung von Bewegungsspielen unter der Großstadtjugend zu fördern. Einerseits erhofften sie sich dadurch, den durch die rasche Verstädterung hervorgerufenen gesundheitlichen Gefahren entgegenzuwirken. Andererseits wollten sie durch die Förderung nützlicher Freizeitvergnügungen die viel beklagte Verwahrlosung der Arbeiterjugend bekämpfen, die es zudem gegen die Angebote der Sozialdemokratie zu immunisieren galt. Insbesondere der 1891 gegründete Zentralausschuss für Volks- und Jugendspiele (ZA), dem einflussreiche Persönlichkeiten aus Politik und Verwaltungsbehörden angehörten, trug dazu bei, dass die Spielplatzfrage öffentliches Gehör fand. Er forderte die Kommunen dazu auf, neue Spielstätten zu schaffen, auf denen im Unterschied zu Turnplätzen und Schulhöfen auch Sportarten wie Fußball ausgeführt werden konnten.

Aufgrund der zögerlichen Haltung vieler Stadtverwaltungen errichteten lokale Fördervereine, die sich nach dem Vorbild des ZA bildeten, anfangs oftmals in eigener Regie öffentliche Spielplätze.²⁸ Diese sollten zwar primär den Schulen für die Durchführung von Spielnachmittagen zur Verfügung stehen, konnten aber auch von Sportvereinen genutzt werden. Die Lobbytätigkeit des ZA bewirkte, dass vor allem nach der Jahrhundertwende zahlreiche Großstädte Spielplätze anzulegen begannen und feste Etats zur Förderung von Sport- und Turnspielen für Jugendliche einrichteten.²⁹ Mit den rasant zunehmenden Vereinsgründungen konnten diese Bemühungen nicht Schritt halten, so dass die öffentlichen Spielplätze meist überbelegt waren. So nutzten zeitweise bis zu 37 Fußballklubs das Berliner Tempelhofer Feld.³⁰ Hingegen gab es noch im Jahr 1904 nur vier Fußballvereine in Berlin, die einen umzäunten Sportplatz besaßen und somit Eintrittsgelder verlangen konnten.³¹ Hinzu kam, dass ein großer Teil der öffentlichen Spielstätten nicht den Anforderungen eines Fußballspiels genügte. Da sie nicht als Sportanlagen konzipiert waren, wiesen sie häufig nur geringe Ausmaße oder sonstige Mängel wie zum Beispiel Erhebungen auf. Zudem wurden die Spielflächen den Vereinen oftmals nur gegen Nutzungsgebühren und unter zahlreichen anderen Auflagen überlassen, welche die Spielzeiten oder die Erhebung von Eintrittsgeld betrafen.

Aufgrund der Zunahme des Sportbetriebs kam es häufig zu Auseinandersetzungen mit den Stadtverwaltungen, welche eine Schädigung der Plätze befürchteten und im Fußball eine Gefahr für Sitte und Anstand sahen. So untersagte

²⁸ Von Philippovich, Der öffentliche Volksspielplatz in Freiburg i. Br., eine Vereinseinrichtung, in: Jahrbuch für Jugend- und Volksspiele 1, 1892, S. 64f.

²⁹ H. von Frankenberg, Spielplätze und Jugendspiele im Jahre 1905, in: Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 15, 1908, S. 418.

³⁰ Werner Hegemann, Der Städtebau nach den Ergebnissen der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung in Berlin, 2. Teil: Verkehrswesen, Freiflächen, Berlin 1913, S. 388.

³¹ Unsere Spielplätze, in: Sport im Wort 6, 1904, S. 523.

die Stadt Halle im Jahr 1904 „die Ausübung des Fußballspieles, des rohesten aller Sports“, auf dem „Rossplatz“, da dieser ansonsten „für anständiges Publikum nicht passierbar“ sei, zumal „insbesondere die Bekleidung jener ‚Sportsmen‘ äußert viel zu wünschen übrig“ lasse und die „Clubs meistens aus Hausburschen, Mauerlehrlingen u. dgl. bestehen.“³² Auch Stadtbewohner setzten sich gegen das Eindringen der Fußballanhänger in den öffentlichen Raum zur Wehr. In einem Leserbrief im Mannheimer General-Anzeiger aus dem Jahr 1912 wurde sogar die Polizei zum Einschreiten aufgefordert: „Man hält sich gewiss nicht darüber auf, wenn sich die Jugend auf dem Goetheplatz herumtummelt (...), dass aber dieser Platz täglich zum Fußballspiel benützt wird, das geht denn doch zu weit. (...) Täglich [werden] Dutzende von Passanten (...) durch diese Ballen belästigt, die bis zu den angrenzenden Wohnhäusern hinüber getrieben werden. In der Hauptsache wird dieses Spiel direkt gefährlich für Frauen und Mädchen, die bei schönem Wetter Kinder an der Hand oder im Kinderwagen mit Vorliebe hier draußen spazieren führen. Die verehrl. Polizei nimmt vielleicht hiervon Kenntnis und verbietet das Fußballspiel auf dem Goetheplatz.“³³

Auch bei der Suche nach eigenen Sportplätzen stießen die Fußballvereine auf Widerstände. So gelang es dem 1. Fußball-Club Bamberg nicht, das von ihm gewünschte Grundstück zu erhalten, da sich Einwohner dagegen wehrten, dass man die „Schillerwiese zum Fußballplatz herabwürdige.“³⁴ Da kommunaler Grundbesitz innerhalb der Stadtzentren knapp war und die Stadtverwaltungen darauf achteten, die Sportvereine „gleich wohlwollend“³⁵ zu behandeln, wurden Gesuche um eigene Spielstätten oftmals abschlägig beschieden. Auf eine Anfrage eines Freiburger Fußballklubs aus dem Jahr 1905 antwortete das städtische Tiefbauamt mit dem Hinweis, dass es „überhaupt ausgeschlossen erscheine, (...) einer einzelnen Vereinigung ein großes Gelände auf viele Jahre zur ausschließlichen Benutzung [zu] überlassen.“³⁶ Wenn Fußballvereine Grundstücke zur Pacht erhielten, waren knapp bemessene Kündigungsfristen die Regel, da sich die Stadtverwaltungen andere Nutzungsmöglichkeiten offen lassen wollten.³⁷ Die Vereine waren daher zu zahlrei-

³² Akten der Grundeigentumsverwaltung, Kap. II, C 35, in: Stadtarchiv Halle, zitiert nach Wolfhard Frost, Die Entwicklung der Turn- und Sportbewegung der Stadt Halle vom 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg und die Anfänge der proletarischen Körperkultur, Halle 1970, S. 191.

³³ Mannheimer General-Anzeiger vom 28.12.1912, zitiert nach Zeilinger, S. 138.

³⁴ 1. Fußball-Club Bamberg e.V. (Hrsg.), 1901-1926. 25 Jahre 1. Fußball-Club Bamberg e.V., Festschrift, Bamberg 1926. S. 24.

³⁵ Spielplatzkommission an den Stadtrat 15.11.1904, Stadtarchiv Freiburg C3/2/7, Schaffung von Spielplätzen, C3/2/7.

³⁶ Tiefbauamt an Stadtrat, 23.12.1905, Stadtarchiv Freiburg C3/387/1, Freiburger Fußball-Club, C3/387/1.

³⁷ Verwaltungsberichte aus den Bezirken, in: Norddeutscher Fußball-Verband (Hrsg.), Jahresbericht 1913-14, Hamburg 1914, S. 46.

chen Ortswechselln gezwungen, weil ihre Spielstätten immer wieder der Bebauung anheim fielen.

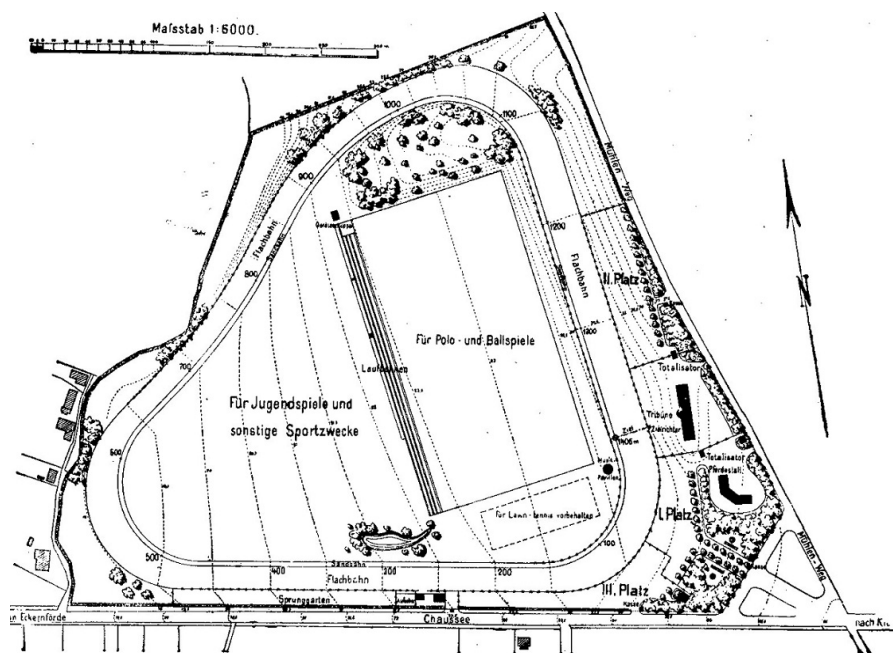


Abb. 1: 1907 entstand auf einer Fläche von 240.000 qm der Kieler Sportplatz, die vermutlich erste große städtische Sportanlage in Deutschland. Hier konnten gleichzeitig zwölf Fußballspiele stattfinden, wobei die Tribüne der Rennbahn und damit den besseren Schichten zugewandt war.

Größere städtische Spiel- und Sportanlagen, die nicht im Kontext der Jugendpflege entstanden, sondern repräsentativen Charakter hatten und Plätze für Zuschauer vorsahen, waren anfangs die Ausnahme. Dies lag nicht zuletzt daran, dass sich viele Kommunen bei der Schaffung von Sportstätten vor allem an den Freizeitbedürfnissen des gehobenen Bürgertums orientierten, das dem Fußball nur wenig abgewinnen konnte. So errichteten städtische Behörden trotz des Mangels an Spielanlagen zahlreiche Tennisplätze und Eislaufflächen, die oftmals in öffentliche Parkanlagen integriert wurden. In Braunschweig etwa ließ die Stadt bereits im Jahr 1900 sieben Tennisplätze anlegen.³⁸ Auf die Proteste der SPD entgegnete die

³⁸ Christiane Eisenberg, „English sports“ und deutsche Bürger: Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939,

Verwaltung, dass sie „nicht nur die Pflicht [habe], für das Wohlergehen der Arbeiter zu sorgen.“³⁹ Ein Durchbruch erfolgte erst im Jahr 1907, als die Kieler Stadtverwaltung für 250.000 Mark eine größere Sportanlage auf einer Fläche von 240.000 qm anlegte, die als „erster städtischer Sport- und Spielplatz Deutschlands“⁴⁰ gefeiert wurde (siehe Abb. 1). Bezeichnenderweise gab der Wunsch des exklusiven Kieler Reitvereins nach einer Pferderennbahn den Ausschlag für den Bau der Sportstätte. Diese wurde zwar als „rechter Volksplatz“ mit Raum für Sportarten wie Fußball und Leichtathletik konzipiert; die Tribünen waren jedoch aus „Rücksicht auf das zahlungsfähigste Publikum“⁴¹ auf die Pferderennbahn ausgerichtet.

Trotz der steigenden Zuschauerzahlen bei Fußballspielen zeigten die Städte kaum Interesse an der Errichtung von modernen Sportanlagen. Dies macht insbesondere der verzögerte Bau des ersten deutschen Stadions in Berlin deutlich. Da für dieses seit 1906 geplante Vorhaben zunächst keine öffentlichen Mittel bereitgestellt wurden, scheiterte die Bewerbung Berlins um die Olympischen Spiele von 1912. Erst im Jahr 1912 konnte mit dem Bau des Stadions begonnen werden, als sich der Berliner Reitverein Union-Club bereit erklärte, die gesamten Kosten zu übernehmen. Aufgrund der Vergabe der Olympischen Spiele von 1916 nach Berlin avancierte das 1913 fertig gestellte Stadion zum nationalen Prestigeobjekt. So ließ es sich Wilhelm II. nicht nehmen, „einige zwar sehr teure, aber geschickte Korrekturen“⁴² an den Bauplänen vorzunehmen und wohnte auch der spektakulär inszenierten Stadioneinweihung bei, die sogar in der ausländischen Presse Aufmerksamkeit erregte, welche von einem „Überstadion für Überdeutsche“⁴³ sprach.

Wenngleich Deutschland durch den Bau des Berliner Stadions im Kreis von Sportnationen wie England und Amerika angekommen war, monierten die Organisatoren der Olympischen Spiele von 1916, dass im Hinblick auf die Spielplatzfrage nach wie vor ein Rückstand gegenüber diesen Ländern bestehe. In den vom Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele vorgeschlagenen „Maßnahmen zur Gewinnung von Olympiasiegern“ stand daher die Schaffung von Sportanlagen an erster Stelle: Da „auf freiwillige Arbeit [der Kommunen] nicht zu rechnen ist, müssen gesetzliche Maßnahmen an die Stelle treten, die verlangen, dass für ein bestimmtes Areal Land und entsprechend der darauf lebenden Einwohnerschaft ein

Paderborn u. a. 1999, S. 198.

³⁹ Braunschweiger Anzeiger Nr. 100, 19.4.1905, zitiert nach ebd.

⁴⁰ Breger, Der Wert des Sportes für die Kriegsausbildung und die gesetzliche Regelung der Spielplatzfrage in den Gemeinden, in: Fußball und Leichtathletik 17, 1916, S. 138; vgl. Nielsen, S. 475f.

⁴¹ Carl Diem; Martin Berner, Städtische Sportanlagen, Berlin 1914, S. 23.

⁴² Ders., Das Berliner Stadionprojekt, in: Fußball und Leichtathletik 13, 1912, S. 334.

⁴³ Daily Mail, zitiert nach: Das ‚Überstadion‘ für die Überdeutschen, in: Fußball und Leichtathletik 14, 1913, S. 425.

bestimmter Platz für Spielzwecke freigemacht wird.“⁴⁴

Zwar scheiterte der Versuch, dem Staat ein Spielplatzgesetz abzurufen; aufgrund der Vergabe der Olympischen Spiele nach Berlin kamen jedoch in einigen Städten Initiativen zum Bau von größeren Sportanlagen auf, die wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs im Sand verliefen.⁴⁵ Zudem gab es nach wie vor grundsätzliche Vorbehalte gegenüber dem Sport. So sprach sich in einer 1915 stattfindenden Stadtverordnetensitzung in Koblenz ein Teilnehmer mit folgenden Argumenten gegen den geplanten Bau eines Stadions aus: „Der Sport ist in der Hauptsache englischen Ursprungs. Auf seine großen Gefahren und Auswüchse ist (...) von medizinischer und pädagogischer Seite hingewiesen worden. Der Sportbetrieb beeinträchtigt häufig die ernste, geistige Arbeit. Der Kampfplatz, der ja im Grund dem Zeitvertreib des Publikums dient, ist unnötig!“⁴⁶

Die Anfänge kommunaler Sportförderung in den Jahren vor Kriegsbeginn

Der in den Jahren vor Kriegsbeginn einsetzende, wesentlich durch die bevorstehenden Olympischen Spiele im eigenen Land geförderte Sportboom hatte zur Folge, dass viele Städte ihre distanzierte Haltung gegenüber dem Fußball änderten, zumal dieser bis zum Jahr 1914 mit 189.294 Mitgliedern in 2.233 Vereinen zu einer überaus beliebten Sportart avancierte.⁴⁷ Dem begannen auch städtische Würdenträger Rechnung zu tragen, indem sie vereinzelt größeren Fußballvereinen Preise stifteten und Protektorate über Veranstaltungen oder Ehrenmitgliedschaften übernahmen.⁴⁸ Zudem durften immer mehr Vereine unentgeltlich auf kommunalen Grundstücken spielen oder hatten nur eine geringe Pacht zu entrichten. Gegenüber den Zuschüssen für exklusive Sportarten wie Rudern, Tennis oder Reiten fiel die Unterstützung der Fußballvereine jedoch gering aus. Die größten Beträge wurden für sportliche Großereignisse wie Pferderennen aufgebracht, da diese aufgrund ihrer enormen Publikumswirksamkeit für die städtische Außendarstellung nutzbar gemacht werden konnten und oftmals auch wirtschaftliche Vorteile versprachen.⁴⁹ So

⁴⁴ Carl Diem, Sport und Körperschulung in Amerika. Bericht über die Sport-Studienreise nach den Vereinigten Staaten im August-September 1913, Berlin 1913, S. 54.

⁴⁵ Nielsen, S. 436.

⁴⁶ Friedrich Grolms, Erfreuliches und Unerfreuliches vom Koblenzer Stadion, in: Fußball und Leichtathletik 16, 1915, S. 417.

⁴⁷ Statistik, in: DFB (Hrsg.), Jahresbericht 1913-14, Dortmund 1914, S. 17.

⁴⁸ Jahresbericht des Verbandsausschusses für Leichtathletik für 1913/14, in: Norddeutscher Fußball-Verband (Hrsg.), Jahresbericht 1913-14, Hamburg 1914, S. 40; Verwaltungsberichte aus den Bezirken, in: ebd., S. 42-56.

⁴⁹ Nielsen, S. 448.

stiftete die Stadt Köln seit 1898 jährlich einen Preis über 6.000 Mark für Pferderennen, der 1905 auf 9.000 Mark erhöht wurde.⁵⁰

Die rasche Popularisierung des Fußballs hatte jedoch auch restriktive behördliche Maßnahmen zur Folge. Als die Fußballvereine aufgrund der wachsenden Zuschauerzahlen dazu übergingen, Eintrittsgeld zu verlangen, reagierten die Stadtverwaltungen darauf mit der Erhebung von Lustbarkeitssteuern. Diese von den Kommunen festgesetzte Steuer betraf kommerzielle öffentliche Veranstaltungen, bei denen ein „höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft nicht obwaltet.“⁵¹ Aus Sicht der Fußballanhänger konterkarierte die Lustbarkeitssteuer die zunehmende Anerkennung, welche andere staatliche Instanzen dieser Sportart entgegenbrachten. So kritisierte der 1. FC Nürnberg in einem Schreiben die städtischen Behörden, welche „Sportveranstaltungen in einen Topf mit öffentlichen Tanzmusiken u. dergl. (...) werfen, um hier eine Lustbarkeitssteuer zu erheben“, obwohl „seit einigen Jahren die Schulen und seit kurzer Zeit das Militär dazu angehalten werden, Sport zu treiben.“⁵² Die Fußballvereine verwiesen zudem darauf, dass sie als Amateursportler die erzielten Gewinne nur zur „Aufrechterhaltung des Spielbetriebs“⁵³ verwandten, dessen Ausweitung die Ausgaben für Wettkampfreisen und Platzkosten stark ansteigen ließ. Die gegen die Erhebung der Lustbarkeitssteuer angestrebten Prozesse verliefen insbesondere vor preußischen Gerichten oftmals erfolgreich.⁵⁴ Dies war nicht nur finanziell für die Fußballvereine wichtig, da die preußischen Städte fortan von der Besteuerung der Fußballwettkämpfe Abstand nahmen, sondern auch ideell. Denn aus der Sicht der Fußballanhänger zeigte sich dadurch, dass nun der „Sport“ als „gleichberechtigter Kulturfaktor (...) neben Kunst und Wissenschaft (...) getreten“⁵⁵ sei.

Der Aufschwung des Sports in den Jahren vor Kriegsbeginn hatte zur Folge, dass Städte vereinzelt Dezernate für Sport und Turnen oder Ausschüsse zur Vorbereitung der Olympischen Spiele von 1916 einrichteten.⁵⁶ Der entscheidende Anstoß zur Etablierung einer kommunalen Sportförderung ging jedoch vom preußischen Staat aus.⁵⁷ Dieser zeigte nach der Jahrhundertwende zunehmend Interesse am Aufbau

⁵⁰ Ebd., S. 490.

⁵¹ Koffka, Wann sind Fußballwettspiele als Schaustellungen anzusehen, deren Veranstaltung der Polizei anzuzeigen ist?, in: Deutsche Juristen-Zeitung 18, 1913, S. 413.

⁵² 1. Fußballclub Nürnberg an den Magistrat Nürnberg vom 4.10.1909, in: Stadtarchiv Nürnberg, Vereinspolizei, Nr. 3716.

⁵³ Die Sportsteuer, in: Fußball und Leichtathletik 14, 1913, S. 763.

⁵⁴ Lustbarkeitssteuer, in: DFB (Hrsg.), Jahresbericht 1910-11, Dortmund 1911, S. 70-74.

⁵⁵ Fußballwettspiele als Schaustellungen, in: Mitteldeutscher Sport 4, 1913, S. 124.

⁵⁶ Danzig, in: Spiel und Sport 1, 1912, S. 314; Olympia-Propaganda-Sportfest in Frankfurt a. M., in: Der Sportsmann 1, 1914, Nr. 13, S. 4.

⁵⁷ Nielsen, S. 498-504.

einer staatlichen Jugendpflege, wofür nicht nur die Sorge um die drohende Verwahrlosung der Großstadtjugend ausschlaggebend war, sondern auch der Wille, diese gegen die Angebote der Arbeiterbewegung zu immunisieren. Dem Sport fiel dabei eine wichtige Rolle zu. Dies zeigte eine Äußerung des damaligen preußischen Innenministers Theobald von Bethmann-Hollweg vor dem preußischen Abgeordnetenhaus aus dem Jahr 1907. Dort sprach er von einer „bedeutungsvollen Aufgabe unserer Kommunen“, den Sport „durch die Schaffung von Spielplätzen (...), eventuell auch durch die Begünstigung von Sportvereinen, durch die Anregung von Wettkämpfen, wie wir sie aus England und Amerika kennen“ zu unterstützen, da „gar nicht genug geschehen [könne], um (...) die überschüssige Kraft, die in der Jugend lebt, auf ein Gebiet zu lenken, wo sie in der Stärkung von Körper und Geist zum Ausdruck kommt.“⁵⁸ Die Fußballanhänger betrachteten es als „große Sensation“⁵⁹, dass erstmals ein hochrangiger Politiker derartige Forderungen erhob. Zu ihrer Umsetzung kam es allerdings erst im Jugendpflegeerlass des preußischen Kultusministers aus dem Jahr 1911, der dazu aufforderte, die Jugendarbeit sämtlicher Vereine, darunter auch die „großen Turn-, Spiel- und Sportvereinigungen“⁶⁰ zu unterstützen, die sich bereit zeigten, die Jugendlichen „im vaterländischen Geiste“⁶¹ zu erziehen.

Insbesondere den Kommunen oblag die Verteilung der staatlichen Fördermittel, die zu diesem Zweck sogenannte Ortsausschüsse für Jugendpflege gründen sollten, in denen die Vertreter der städtischen Behörden mit den mit Jugendarbeit befassten Vereinen zusammen kamen. Da in den Ortsausschüssen für Jugendpflege die mitgliederstarken konfessionellen Jugendvereinigungen und Turnvereine dominierten, zeigten jedoch viele Fußballklubs wenig Interesse an einer Mitarbeit, zumal sie bei der Vergabe der Gelder, die sich in Preußen zwischen 1911 und 1914 auf sechs Millionen Mark beliefen, oftmals benachteiligt und vereinzelt sogar ausgeschlossen wurden.⁶² Dennoch gab es auch Fälle, in denen Fußballvereine finanzielle Unterstützung erhielten; zudem hatte der Jugendpflegeerlass nach Einschätzung des DFB insbesondere im Hinblick auf die Sportplatzfrage „manche Besserung gebracht.“⁶³ Somit profitierten auch die Fußballanhänger von den Ortsausschüssen für Jugendpflege, da sie dadurch eine Plattform erhielten, ihren Forderungen gegenüber den städtischen Behörden Gehör zu verleihen. Vom Jugendpflegeerlass gingen jedoch

⁵⁸ Hermann Raydt, Aus Literatur und Hörsaal, in: Körper und Geist 15, 1907, S. 408.

⁵⁹ Rundschau, in: Neue Sportwoche 6, 1907, S. 129.

⁶⁰ Die preußischen Ministerialerlasse betr. Jugendpflege vom 18. Januar 1911 und vom 30. April 1913, in: Fr. Duensing, Handbuch für Jugendpflege, Langensalza 1913, S. 854.

⁶¹ Ebd., S. 858.

⁶² Die Ortsausschüsse für Jugendpflege, in: DFB (Hrsg.), Jahresbericht 1913/14, Dortmund 1914, S. 44.

⁶³ Werbetätigkeit, in: ebd., S. 47

nicht nur erste Impulse zur Institutionalisierung einer kommunalen Sportförderung aus.⁶⁴ Von zentraler Bedeutung war zudem, dass in ihm der preußische Staat die Gemeinnützigkeit des Sports, die nach wie vor strittig war, anerkannte.

Resümee

In der Forschung zur Stadtgeschichte gilt der um die Jahrhundertwende einsetzende Aufbau moderner Leistungsverwaltungen in den deutschen Großstädten meist als „Ausgangspunkt (...) der Entwicklung zur modernen Wohlfahrtspolitik.“⁶⁵ Das Beispiel Fußball zeigt jedoch, dass der Freizeitsport von der sich zu dieser Zeit vollziehenden Ausdehnung kommunaler Aufgaben kaum betroffen war. Erst in den Jahren vor Kriegsbeginn sollten sich erste Ansätze zur Förderung des Breitensports abzeichnen. Hingegen zeigten sich die Stadtverwaltungen durchaus spendabel, wenn es darum ging, großbürgerliche Vergnügungen wie Pferderennen oder Tennis zu unterstützen. Somit agierten sie im Bereich der Sportförderung oftmals in traditioneller Honoratiorenmanier.⁶⁶

Zwar forderten bürgerliche Sozialreformer und zunehmend auch das preußische Militär dazu auf, sogenannte Volkssportarten wie Fußball oder Leichtathletik zu unterstützen, um die Gesundheit und Wehrkraft der Großstadtjugend zu steigern; viele Städte folgten diesen Appellen jedoch nur zögerlich. Dies mochte daran liegen, dass für die städtischen Behörden Maßnahmen zur Armenfürsorge oder zur Förderung der Hygiene dringlicher erschienen als das erst in den 1890er Jahren thematisierte Problemfeld der Jugendpflege. Zudem war im Falle des Fußballs umstritten, ob er als Mittel zur Bekämpfung der ‚Verwahrlosung‘ der Jugend taugte oder nicht – so die Anhänger des Turnens – diese erst verursachte.

Erst der Jugendpflegeerlass aus dem Jahr 1911 stellte den entscheidenden Anstoß zur Etablierung einer kommunalen Sportförderung dar. Zwar trugen städtische Behörden durch die Bereitstellung öffentlicher Spielanlagen wesentlich zur Ausbreitung dieses Sportes bei. Ob und in welchem Ausmaß es aber zu einer darüber hinausgehenden Förderung kam, hing angesichts fehlender Richtlinien vor allem von der persönlichen Haltung der städtischen Funktionsträger zu dieser Sportart ab

⁶⁴ Nielsen, S. 498-504.

⁶⁵ Hans-Ulrich Thamer; Jochen Christoph Kaiser, Kommunale Wohlfahrtspolitik zwischen 1918 und 1933 im Vergleich (Frankfurt, Leipzig, Nürnberg), in: Jürgen Reulecke (Hrsg.), Die Stadt als Dienstleistungszentrum. Beiträge zur Geschichte der ‚Sozialstadt‘ in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert, St. Katharinen, S. 325-370, hier S. 325; vgl. Jürgen Reulecke, Stadtbürgertum und bürgerliche Sozialreform im 19. Jahrhundert in Preußen, in: Lothar Gall (Hrsg.), Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert, München 1990, S. 171-197, hier S. 196.

⁶⁶ Vgl. Nielsen, S. 603.

sowie nicht zuletzt von der Mitgliederstärke und dem sportlichen Erfolg der jeweiligen Vereine.⁶⁷ Die Fußballanhänger zumindest waren unzufrieden und resümierten die Anfänge staatlicher Sportförderung kurz vor Kriegsbeginn folgendermaßen: „Wohl haben manche Städte (...) die Körperpflege tüchtig gefördert. Aber für wirkliche Förderung des Sports (...) sind sie – mit sehr wenigen Ausnahmen – nicht zu haben gewesen. Nur der preußische Staat hat hier einigermaßen seine Schuldigkeit getan. (...) Erst wenn die Städte Sportdeputationen haben, (...) erst dann werden wir am Anfang einer Entwicklung stehen, die Amerika vor zwanzig Jahren bereits aufwies.“⁶⁸

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Monatsschrift für das Turnwesen 29, 1910, S. 323.

**Jürgen Denzel, Doktorand, Universität Freiburg,
Historisches Seminar, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
juergen.denzel@geschichte.uni-freiburg.de**

⁶⁷ Vgl. Nielsen, S. 606.

⁶⁸ Zeitfragen, in: Norddeutscher Fußball-Verband (Hrsg.), Jahresbericht 1913-14, Hamburg 1914, S. 15f.

Völkerbundauswahl und Schlappekicker Das runde Leder als Instrument nationalsozialistischer Kommunalpolitik in Frankfurt am Main

Einleitung

Von den Medien mit großem Aufwand begleitet, wurde am 15. Juni 2005 mit dem Eröffnungsspiel des Confederation-Cups das neue Frankfurter Waldstadion eingeweiht. Nach dem Wiederaufstieg der Eintracht in die Bundesliga war Frankfurt damit wieder eine erstklassige Adresse im deutschen Fußball. Die Politik hatte sich diese Entwicklung einiges kosten lassen. Einen großen Teil der Baukosten von 188 Millionen Euro trugen das Land Hessen und die Stadt Frankfurt.¹ Grund für den Neubau war nicht nur die Fußball-WM 2006 im eigenen Land, sondern auch die Tatsache, dass das alte Stadion immer weniger den modernen Ansprüchen an einen ‚Fußballtempel‘ gerecht werden konnte. Die Bemühungen, mit dem Fußball Politik zu machen, sind auch in Frankfurt keineswegs neu. Lange vor Einführung des Profifußballs war das runde Leder Gegenstand kommunalpolitischer Überlegungen.

Die Entwicklung des Fußballs in Frankfurt am Main

Als der Sport Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland Verbreitung fand, gab es auch in Frankfurt Jugendliche, die auf den Plätzen der Stadt dem runden Leder nachjagten. Im Jahr 1907 gab es bereits 19 Fußballvereine.² Im Ersten Weltkrieg allerdings konnte der Sportbetrieb nur eingeschränkt fortgesetzt werden. Viele Sportanlagen wurden zu Äckern und Gemüsegärten umgewidmet. Nach Ende des Krieges kam es zu einem Sportboom. Im Jahre 1920 wurde das Stadtamt für Leibesübungen gegründet, und den Vereinen mussten ständig neue Flächen als Übungs-

¹ Vgl. „Eröffnungsfeier mit Klassik und Artistik“. Sportstadtrat Vandreike zu Commerzbank-Arena und Cup, in: Frankfurter Allgemeiner Sonntagszeitung, 24. April 2005, Nr. 16, S. R 1.

² Vgl. Thomas Bauer, Frankfurt am Ball. Eintracht und FSV – 100 Jahre Fußballgeschichte, Frankfurt am Main 1999, S. 20.

plätze zugewiesen werden.³

Trotz der politischen und wirtschaftlichen Krisen der Republik hielt die Stadt an ihrem bereits 1921 gefassten Plan fest, eine moderne Sportanlage zu bauen. Pünktlich zur Ersten Internationalen Arbeiter-Olympiade 1925 war das im Stadtwald gelegene Stadion, das durch zahlreiche andere Sportanlagen ergänzt wurde, fertig. Hier fand 1925 auch das Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft statt. Der Gegner des 1. FC Nürnberg war der Frankfurter Sportverein (FSV). 40.000 Zuschauer wollten dabei sein, als eine Frankfurter Mannschaft nach der Viktoria, dem Meistertopokal, griff. Zwar unterlag der FSV, aber Frankfurt war sowohl sportlich als auch bezüglich der Infrastruktur zu einer ersten Adresse im deutschen Sport geworden. Die beiden großen Vereine Eintracht und FSV verfügten parallel dazu über eigene große Sportplätze.⁴

Um die Erfolge des Frankfurter Sports zu erklären, die sich beileibe nicht nur auf den Fußball beschränkten, muss man eine Gruppe des Frankfurter Bürgertums in den Blick nehmen, die sowohl das kulturelle als auch das sportliche Leben der Stadt besonders prägte: die Juden.⁵ Frankfurt beherbergte die zweitgrößte jüdische Gemeinde des Reiches, und der prozentuale Anteil der Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens in der Bevölkerung war in keiner anderen Stadt so hoch. Vor der Eingemeindung von Höchst und anderen benachbarten Gemeinden Ende der 1920er Jahre betrug er zeitweilig über sechs Prozent.⁶ Dieser relativ hohe Anteil bildete sich auch in der Mitgliederstruktur des bürgerlichen Sports ab. Im renommierten Sportclub 1880 Frankfurt waren fast ein Drittel der Mitglieder jüdischen Glaubens. Auch aufgrund der Integration des jüdischen Bürgertums der Stadt in das gesellschaftliche Leben und eben auch in die Sportvereine stand Frankfurt in dem Ruf, eine liberale und demokratische Stadt zu sein. Oberbürgermeister Dr. Ludwig Landmann war selbst Jude und hatte den Sport in vielfacher Hinsicht gefördert. Ihm gleich taten es viele wohlhabende jüdische Bürger, die ihre Liebe zum Sport entdeckt hatten.⁷

³ Vgl. Thomas Bauer, Frankfurter Waldstadion – 75 Jahre Sportgeschichte 1925-2000, Frankfurt am Main 2000, S. 10 f.

⁴ Vgl. Harald Schock/Christian Hinkel, Ein Jahrhundert FSV Frankfurt 1899 e.V. Die Geschichte eines traditionsreichen Frankfurter Sportvereins, Frankfurt am Main 1999, S. 35-44.

⁵ Vgl. Toni Niewerth/Lorenz Peiffer, „Jüdischer Sport in Deutschland“ – eine kommentierte Bibliografie, in: SportZeiten 2/2001, S. 81-106. Die Autoren geben einen Überblick über die Literatur zum jüdischen Sport, der vor allem für die Zeit des Nationalsozialismus im Blickpunkt der Forschung stand. Sie weisen auf eine Reihe von Desideraten im Bereich der Alltags- und Regionalgeschichte und für die Zeit der Weimarer Republik hin.

⁶ Vgl. Jutta Zwilling, Vorposten der Demokratie, in: Lothar Gall (Hrsg.), FFM 1200. Traditionen und Perspektiven einer Stadt, Sigmaringen 1994, S. 279-314, hier S. 314.

⁷ Vgl. Jürgen Brundert, Sport-Club ‚Frankfurt 1880‘ e.V. Eine Frankfurter Jahrhundertgeschichte, Frank-

Jüdische Bürger engagierten sich als Funktionäre und ‚Sponsoren‘ für den Sport. Sowohl Alfred J. Meyers als auch Dr. David Rothschild, die beiden Präsidenten des FSV, die den Verein zu einer der zehn besten Mannschaften im deutschen Fußball machten, waren Juden. Zahlreiche internationale Spieler und Trainer spielten und arbeiteten für den FSV, so dass die Mannschaft oftmals als ‚Völkerbundauswahl‘ bezeichnet wurde. Ähnlich war es bei der Frankfurter Eintracht. Die fünf Nationalspieler, die man verpflichtet hatte, fanden alle bei der in jüdischem Besitz befindlichen Schuhfabrik der Gebrüder Adler Arbeit. Da dort Hausschuhe, in hessischer Mundart ‚Schlappe‘ genannt, produziert wurden, hatten die Spieler der Eintracht bald ihren Namen: Sie wurden ‚Schlappekicker‘ genannt. So wurde die Eintracht zu einem ernsthaften Konkurrenten des FSV und stand schließlich 1932 im Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft dem FC Bayern München gegenüber.⁸

Nationalsozialistische Sportpolitik in Frankfurt am Main

Die nationalsozialistische Machtergreifung sollte nicht ohne Folgen für den Vereinssport in Frankfurt bleiben. Ihre sportlichen Erfolge konnten weder die Eintracht noch der FSV fortsetzen. Dies lag vor allem an der durchgeführten Gleichschaltung. Mancherorts gelang es zwar, mit den bisherigen Funktionären und Sportlern weiterzuarbeiten, doch gerade der Verlust jüdischer Sportler und Funktionäre war eine schwere Hypothek. An deren Stelle übernahmen überzeugte Nationalsozialisten das Heft des Handelns. Der neue Stadtturnrat Hans Söhngen, zugleich SA-Sturmführer und Fachwart für Leichtathletik im Gau Südwest des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen, wurde so Vereinsführer der Frankfurter Eintracht.⁹ Das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben der Stadt litt, wie selbst der neue nationalsozialistische Oberbürgermeister Dr. Friedrich Krebs festhielt, nicht nur im Bereich des Sports unter den Folgen der Arisierung und Gleichschaltung.¹⁰ An Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten schrieb er: „Wie ich Ihnen bereits auseinandergesetzt habe, hat gerade unsere Stadt besonders schwer unter dem Umbruch zu leiden, insofern, als eine Unzahl jüdischer Geschäfte sich abgemeldet haben, wodurch eine große Anzahl deutscher Volksgenossen Arbeit und Brot verloren haben.

furt am Main 2002, S. 48 ff.

⁸ Vgl. Werner Skrentny, Frankfurter Eintracht und FSV: 1933 endet eine ‚gute Ära‘, in: Dietrich Schulze-Marmeling (Hrsg.), Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball, Göttingen 2003, S. 131-152, hier S. 132 f.

⁹ Auszug aus dem General-Anzeiger vom 12./13.5.1934, Nr. 109. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.000.

¹⁰ Vgl. Armin und Renate Schmidt, Frankfurt in stürmischer Zeit 1930-1933, Stuttgart 1987, S. 178.

Auch sonst haben wir schwere Nackenschläge zu überwinden.“¹¹

Bereits am 22. Mai 1933 hatte Krebs in einem Brief an Tschammer formuliert: „Keine andere Stadt in der Provinz hat auch nur annähernd die für die Durchführung großer Wettkämpfe erforderlichen Sportstätten. Das Frankfurter Stadion ist als erstklassige Anlage in der ganzen Welt bekannt. Auch die Frankfurter Vereine nehmen eine führende Stellung im deutschen Turn- und Sportleben ein.“¹² Diese Einschätzung entsprach bald nicht mehr der sportlichen Realität. Waren der Sportförderung in Frankfurt schon während der Weimarer Zeit aufgrund der schwierigen Haushaltslage Fesseln angelegt, so brachte die nationalsozialistische Wirtschafts- und Ordnungspolitik keine Verbesserung für die Vereine – eher das Gegenteil. Das Augenmerk der sportpolitischen Maßnahmen war nunmehr darauf ausgerichtet, Großveranstaltungen wie das Deutsche Turnfest an den Main zu holen.¹³ Um die Auslastung des defizitären städtischen Stadions zu verbessern, wollte man zudem die Vereine verpflichten, ihre Spiele dort auszutragen. FSV und Eintracht wehrten sich, da man die von der Stadion GmbH geforderte Miete nicht zahlen wollte.¹⁴

Krebs bemühte sich nicht, Frankfurt als Austragungsort von Sportveranstaltungen zu etablieren, weil ihm der Sport besonders am Herzen lag. Er sah im Sport vielmehr eine Möglichkeit, Frankfurt ein neues ‚Image‘ zu verleihen. Darum nutzte er jede Chance, den Sport zu vereinnahmen. So fand im Oktober 1933 ein Spiel einer Frankfurter Elf gegen eine saarländische Auswahlmannschaft statt, verbunden mit einer politischen Kundgebung.¹⁵ Auch das Zwischenrundenspiel um die Deutsche Meisterschaft im Mai 1933 zwischen der Frankfurter Eintracht und einer Mannschaft der Reichswehr, Hindenburg Allenstein, war entsprechend instrumentalisiert worden. Mit einem Ostpreußentag sollte die Stadt ihre Verbundenheit mit diesem Teil des Reiches zum Ausdruck bringen. Das Frankfurter Volksblatt berichtete: „Den Allensteiner Soldaten wurde (...) ein herzlicher Empfang bereitet und noch schöner gestaltete sich der offizielle Empfang am Sonntag morgen im Kurfürstensaal des Römers. Aus all diesen Ansprachen war deutlich zu erkennen, dass Ostpreußen, wenn es auch durch den Korridor örtlich vom Mutterlande getrennt

¹¹ Brief von Oberbürgermeister Dr. Krebs an den Reichssportführer von Tschammer und Osten vom 14.8.1934, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.008.

¹² Brief von Oberbürgermeister Dr. Krebs an den Reichssportführer von Tschammer und Osten vom 22.5.1933, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Sign. 9.052.

¹³ Vgl. Hartmut Lissina, Nationale Sportfeste im nationalsozialistischen Deutschland, Mannheim 1997, S. 186 f.

¹⁴ Vgl. Vermerk des Sportamtes vom 22.1.1936 für Oberbürgermeister Dr. Krebs, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.000.

¹⁵ Vgl. Schreiben vom 29.9.1933 an Oberbürgermeister Dr. Krebs, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052.

ist, im Herzen sich doch nach wie vor verbunden fühlt mit den deutschen Schwestern und Brüdern.“¹⁶

Am Beispiel Frankfurts offenbart sich die heute noch anzutreffende Fehlbeurteilung nationalsozialistischer Politik in Bezug auf eine vermeintliche intensivere Sportförderung im Vergleich zur Weimarer Republik.¹⁷ Für Frankfurt gilt: Mitnichten haben die Nationalsozialisten auf der kommunalen Ebene den Sport grundsätzlich in erheblich größerem Umfang gefördert, als dies bereits in der Weimarer Republik der Fall gewesen war. Gerade im Hinblick auf das Vereinswesen muss für Frankfurt eher das Gegenteil festgestellt werden. Zwar gab sich der Nationalsozialismus sportfreundlich, doch beschränkte sich dies in der Praxis auf die Bereiche, die sich für eigene Zwecke instrumentalisieren ließen.¹⁸ Als Krebs am 14. Januar 1936 alle Vereinsvertreter des Frankfurter Sports zu einer Besprechung einlud, machten diese dort ihrem Unmut Luft. Der Kreisführer der Deutschen Turnerschaft stellte fest: „Unsere Turnvereine haben einen erheblichen wirtschaftlichen Rückschlag erlitten; Mitgliederschwund auf Mitgliederschwund ist eingetreten, Lasten über Lasten sind zu tragen.“¹⁹ In einer Stellungnahme wurde die vorgetragene Kritik prägnant zusammengefasst: „Eine ehrliche Selbstbetrachtung des Frankfurter Sports führt zu dem Ergebnis, dass Frankfurt seine ehemalige Führung im Sport verloren hat. Schuld daran sind viele Kleinigkeiten zusammen. (...) In erster Linie müssen die Vereine gefördert werden, die sich bemühen, erstklassige Mannschaften und Einzelkönner herauszubringen, weil hiermit das beste und billigste Werbemittel für den Frankfurter Sport gewonnen wird. Ebenso müssen Vereine besonders gefördert werden, die beweisen, dass sie Jugend- und Alters-Abteilungen zu schaffen und zu leiten verstehen.“²⁰

Der Schwerpunkt nationalsozialistischer Sportpolitik in Frankfurt war eben nicht der Breitensport. Frankfurt sollte auf nationaler, ja sogar auf internationaler Ebene

¹⁶ Frankfurter Volksblatt vom 22.5.1933, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052.

¹⁷ Vgl. Hubert Dwertmann, Legendenbildung und Perspektivenwechsel. Die Thematik Nationalsozialismus im Blickwinkel von historischer Forschung und Sportgeschichtsschreibung, in: SportZeiten 3/2002, S. 43-64, hier S. 46 f.

¹⁸ Vgl. Hans Joachim Teichler, Sport unter der Herrschaft der Ideologie – Sport im Nationalsozialismus, in: Irene Dieckmann/Hans Joachim Teichler (Hrsg.), Körper, Kultur und Ideologie. Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, Mainz 1997, S. 98-118, hier S. 112 f.

¹⁹ Stellungnahme von Stadtrat Dr. Lingnau vom 24.3.1936 zur Besprechung mit den Frankfurter Sportführern am 14.1.1936 für Oberbürgermeister Dr. Krebs, Auszug aus der Niederschrift, S. 5, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten 9.000.

²⁰ Stellungnahme des Gauvertreter des Reichsverbandes der Deutschen Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer, Wilhelm Dörr vom 22.1.1936. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.000.

als Sportstadt wahrgenommen werden, das war das Ziel. Der Fußball schien hierfür das geeignete Instrument. Krebs konnte und wollte indes nicht erkennen, dass gerade hierzu eine intensive Vereinsförderung und mehr Entscheidungsfreiheit für die Sportvereine notwendig gewesen wären. Das nationalsozialistische Staatsverständnis und das Führerprinzip standen dem entgegen. Hinzu kam, dass auch praktische Hilfen, dort wo die Stadtverwaltung steuernd hätte eingreifen können, unterblieben. Als sich die Eintracht beispielsweise mit der Bitte an Krebs wandte, für arbeitslose Spieler einen Job zu besorgen, lehnte das Personalamt in einem internen Vermerk dieses Ansinnen ab. Zu viele alte Kämpfer seien noch ohne Arbeit.²¹

Das Hauptaugenmerk seiner Bemühungen richtete Krebs darauf, Frankfurt als Austragungsort für Spiele der Fußballnationalmannschaft anzudienen. So wies er im Juni 1935 das Sportamt an: „Ich bitte zu versuchen, im nächsten Jahr ein Fußball-Länderspiel nach Frankfurt am Main zu bringen, damit wir neben (...) den Veranstaltungen aus Anlass der Eröffnung des neuen Flughafens noch eine (...) größere zugkräftige Veranstaltung bekommen.“²² Der insgesamt umfangreiche Schriftverkehr und das Bemühen nicht nur des Oberbürgermeisters und des Sportamtes, sondern auch zahlreicher anderer städtischer Institutionen, für Frankfurt das Image einer Sportstadt im Dritten Reich zu implementieren, macht deutlich, wie sehr man in Frankfurt auch in Abgrenzung zu anderen Städten im Reich bemüht war, ein Alleinstellungsmerkmal für die Stadt zu entwickeln.²³

Drei Länderspiele fanden während des Dritten Reiches in Frankfurt statt. Die deutsche Elf trat gegen Ungarn (1934), Portugal (1938) und Rumänien (1940) an. Lediglich in Berlin, Breslau und Stuttgart fanden mehr Länderspiele statt.²⁴ Diese Bilanz war zwar nicht schlecht, aber sie entsprach keineswegs dem eigentlichen Ziel. Zudem zeigte sich deutlich: Das Frankfurter Stadion erfüllte nicht mehr die Erwartungen. Dreh- und Angelpunkt war die Frage der Zuschauerkapazität. In einem internen Verwaltungsvermerk schrieb das Sportamt an Krebs: „Es besteht vorerst keine Möglichkeit, anzugeben, ob und wann ein Fußballländerspiel (...) in Frankfurt stattfinden kann. Bei der heutigen Einstellung im Reichsbund für Leibesübungen ist nur dann damit zu rechnen, wenn die Kampfbahn ein Fassungsvermö-

²¹ Vgl. Schreiben der Frankfurter Eintracht an Oberbürgermeister Krebs vom 12.12.1933, interner Verwaltungsvermerk zu diesem Schreiben vom 26.2.1934, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052.

²² Vermerk der Stadterwaltung vom 25. Juni 1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052.

²³ Peter Tauber, Frankfurts Ruf als Sportstadt. Sport und ‚Stadtmarketing‘ im nationalsozialistischen Frankfurt, in: Sport und Gesellschaft – sport and society, 1/2006, S. 104-123.

²⁴ Vgl. Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz, Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt am Main 2005, S. 464-467.

gen von 60.000 Zuschauern hat. Krebs äußerte immer wieder die Überzeugung, im Sport hierfür ein geeignetes Mittel gefunden zu haben.²⁵

Es wurde diskutiert, eine reine Fußballarena zu bauen. So wollte man Frankfurt als Spielort wieder attraktiver machen. Das Sportamt schrieb am 13.12.1937 an Krebs: „Das Sportamt hat (...) den Vorschlag gemacht, eine neue Kampfbahn (...) zu errichten. Es wäre dies die erste große Fussballkampfbahn in Deutschland. Unsere Pläne haben beim Fachamt Fussball in Berlin große Anerkennung gefunden. (...) Das Bauamt hat diesen Vorschlag durchgeprüft und sich ebenfalls auf den Standpunkt gestellt, dass es viel zweckmäßiger sei, den Umbau der alten Kampfbahn fallen zu lassen und eine neuzeitliche Anlage zu schaffen.“²⁶ Die geplanten Gesamtkosten von 2,5 Millionen Reichsmark lagen nur geringfügig über den Kosten für den bereits geplanten Umbau. Krebs schwankte in seiner Haltung. Erst wenn Frankfurt den Zuschlag für die Ausrichtung des nächsten Turn- und Sportfestes erhalte, wollte er den Bau genehmigen. Hierzu kam es nicht. Das Stadion erfuhr daher nur durch den Umbau eine Kapazitätssteigerung auf über 50.000 Plätze.²⁷ Dass Krebs letztlich wenig erfolgreich agierte, lag auch daran, dass ihm jegliche Unterstützung aus dem Umfeld Hitlers fehlte. Gegen seinen Widersacher, Gauleiter Sprenger, geriet er zusehends in eine schwächere Position. Die persönliche Abneigung der beiden nationalsozialistischen Funktionsträger führte zu einem mehr oder weniger offen ausgetragenen Konflikt zwischen beiden. Zwar konnte Sprenger kommunalpolitische Entscheidungen von Krebs nur bedingt verhindern, aber aufgrund seiner besseren Kontakte zur Beletage des Regimes konnte Sprenger hier immer wieder die Ambitionen des Frankfurter Stadtoberhaupts untergraben. So warf Sprenger Krebs vor, er sei zu judenfreundlich, nachdem dieser im Vorfeld der Olympischen Spiele nach Rücksprache mit der Reichssportführung den drei jüdischen Sportvereinen Frankfurts Sportplätze zur Verfügung gestellt hatte.²⁸

Frankfurt als Hochburg des jüdischen Sports

Ausgerechnet der jüdische Sport in Frankfurt entwickelte sich während des Dritten Reiches zunächst sehr positiv. Da jüdische Sportler aus den bestehenden Vereinen

²⁵ Vermerk des Sportamtes an Oberbürgermeister Krebs vom 28.6.1937, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.053.

²⁶ Vermerk des Sportamtes an Oberbürgermeister Krebs vom 13.12.1937, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.064.

²⁷ Vgl. Bauer, Waldstadion, S. 77-81.

²⁸ Vgl. Dieter Rebentisch, Frankfurt am Main in der Weimarer Republik und im Dritten Reich 1918-1945, in: Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen, hrsg. v. der Frankfurter Historischen Kommission, Sigmaringen 1991, S. 423-520, hier S. 484 f.

aufgrund des eingeführten Arierparagraphen ausgeschlossen wurden, traten sie zwangsweise in die bereits bestehenden und sich neu entwickelnden rein jüdischen Sportvereine ein. Während die Makkabi-Vereine der zionistischen Bewegung nahe standen, war der Sportbund ‚Schild‘, zum Reichsbund jüdischer Frontsoldaten gehörig, trotz der nationalsozialistischen Sanktionen national ausgerichtet und betont ihr Deutschtum. Weltanschaulich und politisch neutral war die kleine Gruppe der im VINTUS zusammengeschlossenen jüdischen Turn- und Sportvereine.²⁹ Das Aufblühen der jüdischen Vereinsbewegung und die sportlichen Erfolge der jüdischen Sportler blieben auch den Nationalsozialisten nicht verborgen. So schrieb Krebs an den zuständigen Stadtrat: „Mir fällt auf, dass in letzter Zeit verschiedene wichtige Entscheidungsspiele des Deutschen Makkabikreises gerade hier in Frankfurt a. M. stattgefunden haben. Wenn die Stadt sich auch bemühen muß, mit allen Kräften Veranstaltungen ganz allgemein nach Frankfurt zu ziehen, so dürfen diese Bestrebungen doch nicht dahin führen, dass jüdische Sportvereine ihre Entscheidungsspiele gerade hier in Frankfurt a. M. stattfinden lassen, da sonst Frankfurt leicht wieder in den Ruf einer Judenstadt kommt. Ich bitte Sie in dieser Angelegenheit um Rücksprache.“³⁰

Das Sportamt skizzierte daraufhin Ende 1935 die Situation des jüdischen Sports in einem Bericht: „Es bestehen (...) drei jüdische Sportvereine und zwar der Sportverein Schild, der Turn- und Sportverein Barkochba und der jüdische Turnerbund. Alle drei Vereine benutzen für ihre Spiele städtische Plätze. Die Überlassung städtischer Plätze an diese Vereine erfolgte auf Grund einer eingehenden Fühlungnahme mit dem Herrn Reichssportführer bzw. seinem hiesigen Gaubeauftragten.“³¹ Trotz der Rückendeckung durch die Reichssportführung sah sich Krebs dem Vorwurf ausgesetzt, er gebe den jüdischen Sportlern zu viele Freiräume. Gerade die Nutzung des Stadions war vielen in der NSDAP ein Dorn im Auge. In einem Schreiben an Gauleiter Sprenger versuchte Krebs denn auch zu beschwichtigen und ging überhaupt nicht auf den ihm ja durch umfangreiche Vermerke des Sportamtes geschilderten jüdischen Sportbetrieb ein: „Im ganzen hält sich das Vorgehen der Sportfeld-Verwaltung im Rahmen der von dem Herrn Reichssportführer unterm 18.7.1934 erlassenen Richtlinien, wonach der Benutzung öffentlicher und privater Übungs- und Kampfstätten (...) durch Juden nichts im Wege steht.“³²

²⁹ Vgl. Hajo Bernett, *Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland*, Schorndorf 1978, S. 49 f.

³⁰ Brief an Dr. Lingnau, Aufsichtsratsvorsitzender der Stadion GmbH vom 25.2.1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sing. 9.064.

³¹ Bericht des Sportamtes an Oberbürgermeister Dr. Krebs vom 31.12.1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052.

³² Schreiben von Oberbürgermeister Krebs an Gauleiter Sprenger vom 14.2.1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.064.

Doch nicht nur der Gauleiter nahm Anstoß am jüdischen Sport in Frankfurt. Die Partei beschwerte sich darüber, dass der Pächter der Gaststätte auf dem Sportfeld zu judenfreundlich eingestellt sei. In seinem Lokal fehle nicht nur das Schild ‚Deutsches Geschäft‘, sondern er habe sogar einen Stammtisch eingeführt, der für Juden reserviert sei. Die Parteimitglieder wurden aufgefordert, die Gaststätte nicht mehr zu besuchen, und Krebs sollte sich dafür einsetzen, dass der Pachtvertrag nicht verlängert werde. Zumindest diese Eingabe blieb ohne Folgen. Der Pächter erhielt auch nach Vertragsende am 31.12.1935 einen neuen Pachtvertrag.³³

Solche Entscheidungen und der aus Sicht überzeugter Nationalsozialisten zu rücksichtsvolle Umgang mit den jüdischen Sportlern verschärften die internen Streitigkeiten noch. Als die inzwischen in Sportfeld GmbH umbenannte Gesellschaft zur Vermarktung des Stadions an die NSDAP-Ortsgruppe schrieb, um auf die Vorzüge der Sportanlage hinzuweisen und für eine intensivere Nutzung zu werben, erhielt man vom NSDAP-Ortsgruppenleiter eine deutliche Antwort: „Wenn wir auch die einzigartige Herrlichkeit der Lage zugeben, so wird andererseits aber diese Herrlichkeit durch etwas getrübt und das sind die Juden. Solange Ihr Betrieb nicht als Judenrein bezeichnet und erkenntlich ist, müssen wir unseren Freunden nahe legen, solche Betriebe strikte zu meiden. (...) Uns ist bekannt, dass sich rassenreine Israeliten noch in ganzen Scharen in Ihren Anlagen herumtummeln. (...) Aus oben gesagten Gründen müssen Sie auf unser Wohlwollen verzichten. Wenn heute schon selbst ganze Städte keinen Juden mehr in ihren Mauern wünschen, so dürfen wir das von einem Betrieb wie dem Ihrigen erst recht verlangen.“³⁴

Trotz ständiger Repressalien konnten die jüdischen Sportvereine in Frankfurt einen intensiven Sportbetrieb entwickeln. Beim Ausscheidungsspiel zwischen Nord- und Süddeutschland um den deutschen Makkabipreis im Frühjahr 1935 stellten Frankfurter Fußballer nahezu geschlossen die süddeutsche Mannschaft. Nicht ohne Stolz verwies der Sportverein ‚Bar Kochba‘ in einem Schreiben an die Stadtverwaltung darauf, dass man „mit der Austragung eines Probespiels zwischen der Elf, die den Deutschen Kreis auf der II. Makkabiah in Tel-Aviv vertritt und die mit Genehmigung des Herrn Reichssportführers am 22.3. ihre Reise nach Palästina antritt, und einer süddeutschen Auswahl Elf“ beauftragt worden sei. Der Verein bat für das Anfang März geplante Spiel um Zuweisung eines geeigneten Sportplatzes. Die Nutzung der Spielwiese am Stadion wurde genehmigt.³⁵

³³ Vgl. Verwaltungsvorgang mit mehreren Schreiben und Stellungnahmen vom Mai 1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.064.

³⁴ Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe an die Sportfeld GmbH vom 25.7.1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.064.

³⁵ Schreiben des Sportvereins ‚Bar Kochba‘ an die Stadtverwaltung vom 12.2.1935, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Magistratsakten, Sign. 9.052

Schluss

Nach den Olympischen Spielen in Berlin 1936 schrieb Krebs an Peco Bauwens, deutsches Mitglied in der Regelkommission der FIFA und erfolgreicher Schiedsrichter: „Seit Übernahme der Amtsgeschäfte als Oberbürgermeister ist es mein Bestreben, Frankfurts Ruf als Sportstadt mehr und mehr zu vertiefen und zu verbreitern.“³⁶ Doch die Bemühungen von Krebs, in Bauwens und anderen einflussreichen Personen des Sports besondere Fürsprecher für sportliche Großveranstaltungen in Frankfurt zu finden, scheiterten. Frankfurt konnte nicht, so wie es Krebs vorschwebte, zu der Sportstadt im Dritten Reich werden. Seine Bemühungen, hierfür vor allem den Fußballsport zu instrumentalisieren, scheiterten. Der um Unterstützung gebetene Peco Bauwens setzte indes seine Funktionärskarriere nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches fort. Er wurde der erste Nachkriegsvorsitzende des DFB. Damit war er wieder ein begehrter Ansprechpartner für die Kommunalpolitik. Der demokratische Nachfolger von Krebs, Dr. Walter Kolb (SPD), schrieb am 11. August 1949 an Bauwens bezüglich der Frage, ob der DFB seinen Sitz in der Stadt am Main nehmen sollte, werbend: „Frankfurts Ruf als Sportstadt ist bekannt.“³⁷ In der Tat konnte das demokratische Frankfurt an alte Erfolge anknüpfen. Heute ist die Stadt nicht nur Sitz vieler Sportverbände, sondern verfügt über einen modernen ‚Fußballtempel‘ und eine erstklassige Fußballmannschaft. Die versuchte Instrumentalisierung des Fußballs durch den Nationalsozialismus in Frankfurt musste scheitern, weil nicht nur die Sportpolitik des NS-Regimes, sondern auch die Kommunalpolitik vor Ort den Handlungsspielraum der Vereine zu sehr einschränkte und der Aderlass durch den Ausschluss der jüdischen Vereinsmitglieder nicht kompensiert werden konnte. Erst als die Vereine nach Kriegsende ohne Vorgaben der Politik eigene Handlungsfähigkeit zurückerlangten, konnte sich das sportliche Leben in der Stadt wieder positiv entwickeln.

**Peter Tauber, Doktorand Universität Frankfurt/M., Historisches Seminar,
www.petertauber.de**

³⁶ Brief von Oberbürgermeister Dr. Krebs an Peco Bauwens vom 15.1.1937, Institut für Stadtgeschichte, Sign. 9.052

³⁷ Brief vom 11.8.1949 von Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb an den DFB-Vorsitzenden Peco Bauwens, Institut für Stadtgeschichte, Magistratsakten, Sign. 9.000.

Stadt, Fußball und Stadion - Zusammenhänge am Beispiel Gelsenkirchen

Städte schätzen sich glücklich, wenn sie bei sportlichen Ereignissen wie der anstehenden Fußball-Weltmeisterschaft dabei sein können und rechnen sich neben schwer abschätzbaren Imagegewinnen auch harte ökonomische Vorteile aus. Eine Stadt, die spätestens seit den 1930er Jahren mit ihrem Fußballverein und ihren Stadien identifiziert wird, ist Gelsenkirchen, wo sich die entsprechenden Bemühungen über Jahrzehnte beobachten lassen. Vor allem die drei Stadien des FC Schalke 04 (und ihr Umfeld) sind Ausdruck des jeweiligen Zeitgeistes, von Veränderungen im Fußballsport, seiner Kommerzialisierung und der Entwicklung und Bedeutung einer damit verbundenen Freizeitwirtschaft.

Sportlicher Erfolg

Zunächst bedarf es des sportlichen Erfolgs und des Zuschauerinteresses, damit in einer Stadt die Notwendigkeit entsteht, jenseits von Bolzplätzen für Stadien zu sorgen. So auch in Gelsenkirchen, wo der erst seit 1924 unter dem Namen 'FC Schalke 04' firmierende Schalcker Fußballverein, den fußballbegeisterte junge Leuten 1904 als 'Westfalia Schalke' gegründet hatten, seit dem Ersten Weltkrieg auf dem Weg nach oben war. Das rief Verbesserungsbedarf am Spielplatz an der Grenzstraße hervor: Eine Umzäunung, damit Eintritt kassiert werden konnte, ein besserer Spielplatz und ordentliche Umkleidekabinen. Zunächst konnten die notwendigen Veränderungen mit Hilfe der Zeche Consolidation erfüllt werden, die seit der Gründung eng mit dem Verein verbunden war. Der Aufstieg in die Ruhrgau-Liga, die höchste Liga der Region, gelang in der Saison 1925/26. In ihrer ersten Saison wurde der FC Schalke 04 sofort Ruhrgau-Meister, durfte an der Westdeutschen Meisterschaft teilnehmen, errang den Titel des Vizemeisters und konnte deshalb sogar um die Deutsche Meisterschaft spielen. Dort schieden die Schalcker aber in der Vorrunde aus. In der Saison 1927/28 sah es ähnlich aus: Ruhrgaumeister, Dritter der Westdeutschen Meisterschaft, in der nationalen Meisterschaft Ende in der Vorrunde.

Mit den Erfolgen stiegen die Zuschauerzahlen an. Beim Hinspiel um die Ruhrgau-Meisterschaft für die Saison 1926/27 verfolgten 10.000 Zuschauer das Spiel in Essen. Das Heimspiel fand vor etwa 15.000 Zuschauern auf dem 1926 fertig gestellten Jahnplatz statt, dem ersten von der Stadt Gelsenkirchen errichteten Sportplatz für Wettkämpfe, weil der eigene Platz mit seinen 5.000 Zuschauerplätzen nicht ausreichte. Als dann am 10. April 1927 der FC Schalke 04 um die Westdeutsche Meisterschaft gegen den Duisburger SV spielte, kamen 40.000 Zuschauer ins Wedaustadion.¹ Mit den Erfolgen erlangten die Spiele Bedeutung über den Stadtteil hinaus – ein in ganz Deutschland beim Fußball, aber auch bei anderen Sportarten (Bahnradrennen, Boxen etc.) zu beobachtendes Phänomen. Populäre Sportarten wurden Teil der entstehenden Massenkultur und der Kommerzialisierung von Freizeit und Kultur, verstärkt durch Arbeitszeitverkürzungen und neue Massenmedien.² In einer immer differenzierteren Gesellschaft erlangten sie und gerade die Fußballbegeisterung auch eine gemeinschaftsbildende Bedeutung – besonders wichtig in einer Arbeiterstadt wie Gelsenkirchen, wo die Anhänger von Schalke 04 die Fußballer als Ihresgleichen ansahen und der Sport auch zur Ablenkung von der verbreiteten Arbeitslosigkeit diente.

Kampfbahn Glückauf

Angesichts der steigenden Zahl von Zuschauern beschloss der Verein am 19. Juni 1927 den Bau eines neuen eigenen Stadions. In Anbetracht der erforderlichen Finanzmittel war das ein mutiger und trotz der guten Kassenlage risikoreicher Entschluss, da anhaltend hohe Zuschauerzahlen und entsprechende Einnahmen erforderlich waren, um den Platz auch in Zukunft zu unterhalten.

Für den Bau der neuen Platzanlage gab es im Verein und dessen lokalem Umfeld zahlreiche Helfer und Förderer. Das Stadion entstand auf einem gepachteten Grundstück der Firma Mannesmann, Eignerin der Zeche Consolidation, deren Bauabteilung auch die Planung und Umsetzung des Vorhabens unterstützte. Weiterhin halfen Mitglieder und Freunde des Fußballvereins tatkräftig beim Bau mit und kauften zur Finanzierung 'Bausteine' zum Preis von einer, zwei, drei, fünf oder zehn

¹ Siegfried Gehrman, Fußball. Zur Sportgeschichte des Reviers 1900-1940, Essen 1988, S. 109; Friedrich Ludwig Jahn-Platz in Gelsenkirchen, Festschrift zur Einweihung am 12. September 1926, Gelsenkirchen 1926.

² Stefan Goch, FC Schalke 04. Instrumentalisierung des Zuschauersports, in: Stefan Goch, Heinz-Jürgen Priamus, Macht der Propaganda oder Propaganda der Macht? Zur Inszenierung von Politik im "Dritten Reich", Essen 1992 (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte, Beiträge, Bd. 3), S. 83 mit weiteren Hinweisen. Vgl. S. Gehrman, Fußball, 1988, S. 62 f., 108 ff.

Mark. Die geplante Rückzahlung dieser Spenden konnte allerdings nicht eingehalten werden, während die Schulden des Vereins mit den Eintrittsgeldern bis 1930 immerhin etwa zur Hälfte abgebaut wurden.³

Da die Städte des Ruhrgebiets in diesen Jahren die bis dahin unvollständige Urbanisierung nachholen und ihre Entwicklungsdefizite ausgleichen wollten, versuchte auch die Stadt Gelsenkirchen durch eigene und die Förderung fremder Aktivitäten die städtische Ausstattung zu verbessern.



Abb. 1: Bauarbeiten an der Kampfbahn Glückauf, 1928.

Noch heute zeugen architektonisch aufwändige öffentliche Gebäude, Fortschritte beim Aufbau städtischer Infrastrukturen und der Ausbau der kommunalen Daseinsfürsorge von diesen Bemühungen nachholender Urbanisierung, darunter Sportstätten, Schwimmbäder und Volksparks. In diesem Zusammenhang unterstützte die Stadt Gelsenkirchen den Schalcker Stadionbau mit günstigen Krediten und späteren Erweiterungen während der Weltwirtschaftskrise durch Notstandsarbeiter aus öffentlichen Beschäftigungsprogrammen. Der Fußballverein bedankte sich dafür, indem er den Stadtnamen in den Vereinsnamen aufnahm, sich 'FC Gelsenkirchen-Schalke 04' nannte.⁴

Der erste Spatenstich für die neue Spielstätte erfolgte am 1. August 1927, die Grundsteinlegung eine Woche später. Das Hauptspielfeld wurde mit einem Erdwall für die Zuschauer umgeben. Ursprünglich waren nur etwa 34.000 Stehplätze vorgesehen, doch dann kamen doch noch 1.200 Sitzplätze hinzu. Weiterhin ent-

³ Fußball-Club Gelsenkirchen-Schalke 04 e.V., Festschrift, anlässlich der Platzweihe, verbunden mit einer Sport-Werbewoche, Samstag, 25. August bis Sonntag, 2. September 1928, o.O. (Gelsenkirchen) o.J. (1928), S. 10; Stadt Gelsenkirchen, Hausaktenregistratur, Kurt-Schumacher-Str. 145-147, Bd. 1; Gerd Voss, Thomas Spiegel, Jörg Seveineck (Hrsg.), 100 Schalker Jahre - 100 Schalker Geschichten. Das offizielle Jubiläums-Buch des FC Schalke 04, Essen 2004, S. 83 f.

⁴ Georg Röwekamp, Der Mythos lebt: Die Geschichte des FC Schalke 04. Das erste Jahrhundert, Göttingen 2004, 4. Aufl., S. 316; G. Voss, T. Spiegel, J. Seveineck, 100 Schalker Jahre, 2004, S. 83.

standen sechs Umkleideräume, ein Raum für den Schiedsrichter, sanitäre Anlagen und ein Hauptportal in den Vereinsfarben blau und weiß. Eine Mitgliederversammlung einigte sich im Juni 1928 darauf, das bis dahin namenlose Stadion 'Kampfbahn Glückauf' zu nennen, drückte mit dem Bergmannsgruß die Verbundenheit zur lokalen Industrie aus und entsprach mit der Verwendung des Begriffes 'Kampfbahn' statt der griechischen Bezeichnung 'Stadion' auch dem verbreiteten deutsch-tümelnden Zeitgeist.⁵



Abb. 2: Platzeinweihung der Kampfbahn Glückauf, umgeben von Industrie, am 25.8.1928.

Die Kampfbahn Glückauf wurde im Rahmen einer Sportwoche (25. August- 2. September 1928) eröffnet. Umrahmt von den Klängen der Kapelle der Zeche Consolidation und Beiträgen örtlicher Gesangsvereine hob der Gelsenkirchener Oberbürgermeister Carl von Wedelstedt in seiner Rede die Eigenleistung des Vereins und die Bedeutung des neuen Stadions für die Stadt hervor: "Der Platz ist eine Gabe, die der Verein sich selbst geschenkt hat. Aber nur scheinbar zunächst sich selbst, in

⁵ Baubeschreibung der Unteren Denkmalbehörde vom 23.07.1987 und Stellungnahme zum Denkmalswert der Kampfbahn Glückauf vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege vom 11.2.1988, in: Stadt Gelsenkirchen, Untere Denkmalbehörde, Akte Glückauf-Kampfbahn; FC Gelsenkirchen-Schalke 04, Festschrift, 1928, S. 10. Vgl. auch Werner Skrentny (Hrsg.), Das große Buch der deutschen Fußballstadien, Göttingen 2001, S. 141 ff.

Wirklichkeit, so wie ich das verstehe, der ganzen Stadt Gelsenkirchen und namentlich ihrer Jugend, die auf diesem Platz sich tummeln soll, um Kräfte zu schöpfen für das Leben."⁶ Im Unterschied zu anderen Städten entstand hier aber keines der typischen Volksstadion mit umgebendem Volkspark und weiteren Sport- und Freizeitmöglichkeiten, sondern eine reine Fußball-Anlage in der Tradition der klassischen Vereinsplätze. Aber selbst die große und für die damaligen Verhältnisse moderne Kampfbahn Glückauf reichte bei dem großen Zuschauerandrang nicht aus. So kamen am 17. März 1929 gegen Schwarz-Weiß Essen (0:0) 40.000 Zuschauer. Als die Sperre der ersten Mannschaft, die gegen die Amateurprinzipien verstoßen hatte, aufgehoben wurde, fanden sich am 1. Juni 1931 sogar 70.000 Zuschauer ein, und gegen attraktive Gegner wurden in den folgenden Jahren immer wieder 35.000 und mehr Zuschauer gezählt.⁷

Die Glückauf-Kampfbahn wurde, so war es in den Planungen von 1927 vorgesehen, schrittweise weiter ausgebaut, in den 1930er Jahren modernisiert und der Fortentwicklung des Massenzuschauersports angepasst. So entstand mit Hilfe von 240 Arbeitern, die die städtische Arbeitslosenfürsorge schickte, bis 1936 die überdachte Haupttribüne mit 2.700 neuen Sitzgelegenheiten, und 1939 wurde auf den Wällen für die Besucher eine Stehstufenanlage gebaut.⁸ In der immer weiter ausgebauten Sportanlage erlebte der FC Schalke große Erfolge: 1934, 1935, 1937, 1939, 1940 und 1942 und 1958 Deutscher Meister, 1937 und dann erst wieder 1972 Pokalsieger.

Der Zweite Weltkrieg verschonte auch die Kampfbahn Glückauf nicht, doch konnte bereits am 7. Juli 1946 der Spielbetrieb wieder aufgenommen werden. In den folgenden Jahren wurden die Räume unter der Tribüne schrittweise umgebaut und modernisiert: Massageräume, Sauna, Kühlbad, Ruheraum, Raum für Lichtbäder, ärztliche Behandlungszimmer, Umkleiden, Duschen, Toiletten, Schiedsrichterraum und sogar eine Jugendbibliothek. 1953 wurde der Tribünenbau erweitert, und beim 50jährigen Vereinsjubiläum im Jahr darauf präsentierte sich das Stadion in neuem Glanz mit etwa 43.000 Zuschauerplätzen. 1956 kam eine Flutlichtanlage hinzu. 1963 bei Einführung der Bundesliga standen nach weiteren Umbauten und aufgrund von Sicherheitsbestimmungen 35.520 Zuschauerplätze zur Verfügung.⁹

⁶ Gelsenkirchener Allgemeine Zeitung, 3.9.1928. Vgl. Gelsenkirchener Zeitung, 3.9.1928.

⁷ Aufstellung in: S. Gehrman, Fußball, 1988, S. 112.

⁸ Stellungnahme zum Denkmalswert der Kampfbahn Glückauf vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege vom 11.2.1988, in: Stadt Gelsenkirchen, Untere Denkmalbehörde, Akte Glückauf-Kampfbahn; Information Dr. Lutz Heidemann.

⁹ Baubeschreibung der Unteren Denkmalbehörde vom 23.07.1987 und Stellungnahme zum Denkmalswert der Kampfbahn Glückauf vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege vom 11.2.1988, in: Stadt Gelsenkirchen, Untere Denkmalbehörde, Akte Glückauf-Kampfbahn; Akte Sanierungsmaßnahmen am Glückauf-Stadion, in: Unterlagen GelsenSport; Stadt Gelsenkirchen, Hausaktenregistratur, Kurt-Schuma-

Weitere Ausbauten waren geplant, doch die Konkurrenz von Fernsehen und häuslicher Gemütlichkeit hielt nun die Zuschauer fern, der Verein kam in finanzielle Schwierigkeiten. Schon bald nach dem Start der Bundesliga 1964/65 musste er deshalb die Glückauf-Kampfbahn für 850.000 DM an die Stadt Gelsenkirchen verkaufen, die über verschiedene Vertreter in den Vereinsgremien nun enger mit dem Verein verbunden war und nicht nur die Bauten der Sportanlage, sondern auch den Pachtvertrag für das Gelände übernahm.¹⁰

Doch die Tage der Glückauf-Kampfbahn waren gezählt, nicht nur weil die Diskussion um ein neues Stadion schon begonnen hatte. An der Nordwestseite verkleinerte eine neue Autobahn die Fläche der Anlage, womit dringend benötigte Parkplätze verloren gingen. So fielen die weiteren Ausbauten eher provisorisch aus: 1969 entstanden 1.812 zusätzliche Sitzplätze durch den Einbau von Stahlrohrtribünen, und die Stehblöcke erhielten zur Sicherheit Wellenbrecher. Wenig später, am 6. Juni 1973, fand in diesem Stadion das letzte Bundesligaspiel statt - Schalke gewann mit 2:0 gegen den Hamburger SV, rettete sich damit vor dem Abstieg aus der Bundesliga und zog anschließend in das neu erbaute Parkstadion um. Seit diesem Umzug wird die Glückauf-Kampfbahn von den Amateuren des FC Schalke 04 und der DJK Teutonia Schalke genutzt. Als wohl letztes großes sportliches Ereignis erlebte sie am Ostermontag 1984 ein Benefizspiel mit 20.000 Zuschauern für die fünf Opfer eines Bergwerksunglücks auf der Zeche Consolidation.¹¹ Seither wurde die zum Teil unter Denkmalschutz stehende Anlage mehrfach aus Landesmitteln saniert.

Parkstadion

Der Bau des zweiten Stadions für den FC Schalke 04 hatte eine lange Vorgeschichte. Bereits 1962 machten sich Vertreter aus Politik und Sport Gedanken über „das Problem ‚Großstadion Ruhrgebiet‘“. Zwei Jahre später legte das Gelsenkirchener Stadtplanungsamt unter dem Titel 'Ruhr-Stadion' eine Denkschrift vor, die auf das wachsende Interesse an sportlichen Spitzenveranstaltungen hinwies.¹² In der Verteilung von Großsportanlagen, so stellte der für Stadtplanung zuständige Baurat fest,

cher-Str. 145-147, Bd. 2.

¹⁰ Das Grundstück der Kampfbahn Glückauf wurde erst 1980 in städtischen Besitz übernommen - nach: Unterlagen Gelsensport; Stadt Gelsenkirchen, Hausaktenregistratur, Kurt-Schumacher-Str. 145-147, Bd. 1. Vgl. G. Röwekamp, Mythos, 2004, S. 322.

¹¹ Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 13.8.1986.

¹² Im folgenden nach Planungsamt der Stadt Gelsenkirchen (Hrsg.), Ruhr-Stadion. Denkschrift der Stadt Gelsenkirchen, Gelsenkirchen 1964.

„besteht innerhalb der Bundesrepublik eine wesentliche Lücke“. Das Ruhrgebiet als bedeutendster Ballungsraum der Bundesrepublik habe nur Stadien mit einem mittleren Fassungsvermögen aufzuweisen; so bleibe durch das „Fehlen eines Großstadions das Land Nordrhein-Westfalen und mit ihm das am dichtesten besiedelte Ruhrgebiet von sportlichen Großveranstaltungen ausgeschlossen“. Gelsenkirchen biete sich wegen seiner verkehrsgünstigen Lage und der Gestaltungsmöglichkeiten in der 'Grünen Stadtmitte' als Standort "für ein repräsentatives Stadion" und die Anlage eines "neuzeitlichen Sportparks" an. Dabei knüpften die Planer an langfristige Überlegungen an, im sog. Berger Feld in der geographischen Mitte der Stadt einen Sport- und Freizeitpark zu schaffen, und verwarfen die vagen Überlegungen für ein neues administratives Zentrum, das an die Stelle der alten Zentren von Gelsenkirchen und Buer, die 1928 im Rahmen der kommunalen Neugliederung des Ruhrgebiets (zusätzlich mit dem Amt Horst) zu der Stadt in ihrer gegenwärtigen Form zusammengelegt worden waren.

Das Berger Feld besaß eine Gesamtgröße von etwa 120 ha. Große Teile des Geländes waren seit dem 'Dritten Reich' als Flugplatzgelände vorgesehen. Der Flugplatz, dessen Bau 1936/37 begann, war aber wohl nur kurzzeitig in Funktion. Nach Kriegsende zog dort die britische Armee ein; anschließend beanspruchte die Bundeswehr das Gelände, und es gab Überlegungen dort einen Militärflugplatz anzulegen. Doch mit breiter Unterstützung verweigerte der Rat der Stadt am 25. Juli 1955 der Herausgabe des Grundstücks und parteiübergreifend organisierten die Gelsenkirchener Bundestagsabgeordneten den Widerstand, der zum Erfolg führte, so dass die Stadt das Gelände entwickeln konnte. Nachdem angesichts der verbreiteten Wohnungsnot anfangs noch eine Besiedlung des Berger Feldes angedacht war, wurde es schließlich zur Umwandlung in einen Sportpark mit dem gewünschten Großstadion vorgesehen.¹³

Als dann 1966 die Bundesrepublik die Fußball-Weltmeisterschaft 1974 erhielt, wurde der Plan, im Ruhrgebiet ein Stadion mit 100.000 Zuschauerplätzen zu bauen, modifiziert und nun ein Stadion mit 60.000 bis 70.000 Plätzen vorgesehen, das nach der WM der FC Schalke 04 nutzen sollte. Mit der Entscheidung des nordrhein-westfälischen Landtages, das Stadion gleichzeitig auch für andere sportliche Großveranstaltungen auszustatten, verloren Vorstellungen zum Bau eines reinen Fußballstadions ihre Grundlage. Am 23. Oktober 1967 fasste der Rat der Stadt Gelsenkirchen den entsprechenden Bau-Beschluss und beauftragte ein Architektenteam,

¹³ Denkschrift der Abgeordneten Wullenhaupt und Geritzmann zu dem vorgelegten Antrag der Abgeordneten Wullenhaupt, Geritzmann und Genossen betreffs Freigabe des Berger Feldes in Gelsenkirchen-Buer, Gelsenkirchen 1956; örtliche Presseberichterstattung, in Institut für Stadtgeschichte/Stadtarchiv Gelsenkirchen, Zeitungsausschnittsammlung; Schreiben des Rechtsamtes, 19.6.1956, in: Institut für Stadtgeschichte/Stadtarchiv Gelsenkirchen, GE/0/5267.

Pläne für das Berger Feld und die Bewerbung beim DFB als ein Austragungsort der WM zu erarbeiten. Der erste Spatenstich erfolgte am 29. August 1969, sehr zur Freude des Vereins, der auf steigende Einnahmen durch eine größere Zuschauerzahl hoffte.¹⁴

Die Stadt war Bauherr des Stadions mit 70.298 Zuschauerplätzen, bei dem angesichts der Kosten das zunächst geplante Zeltdach entfiel. Bei etwa 56 Mio. DM Gesamtkosten musste Gelsenkirchen immerhin 25,1 Mio. DM selbst tragen; aus Bundesmitteln kamen 11,6 Mio. DM, weitere 9,3 Mio. DM von der Glücksspirale und 10 Mio. DM vom Land Nordrhein-Westfalen, das zusätzlich Infrastrukturmaßnahmen erheblich bezuschusste. Der Name 'Parkstadion' wurde in einem öffentlichen Wettbewerb gefunden und symbolisierte den Abschied von der Montanindustrie: Er erinnerte nicht mehr an den traditionellen Bergmannsgruß, sondern sollte auf ein schöneres, neues und grünes Revier verweisen.¹⁵

Die Planungen zum Freizeit- und Sportpark ließen indes auf sich warten. Im Rahmen der seit den 1960er Jahren angedachten und seit 1984 forcierten Bewerbung des Ruhrgebiets für die Austragung der Olympischen Spiele fiel den Flächen um das Stadion eine zentrale Rolle zu. Nach der Wiedervereinigung aber nahm man zugunsten der Bewerbung Berlins Abstand von diesem Ansinnen. So blieb das Berger Feld nur teilweise bebaut: Das in den 1960er Jahren vorgesehene Großschwimmbad mit 3.000 qm Wasserfläche und das Eissportstadion wurden Teil eines von den Stadtwerken betriebenen 'Sportparadieses', das 1984 eröffnete. Die Großsporthalle hingegen kam nicht zustande; stattdessen traten zu Beginn der 1990er Jahre Schäden am Parkstadion auf. Renovierungs- und Modernisierungskosten belasteten die finanziell ohnehin angeschlagene Stadt, deren Oberstadtdirektor 1989 von einer "begrenzten Lebenserwartung" der wenig geliebten 'Betonschüssel' sprach.¹⁶

Im Parkstadion erlebte der Schalker Traditionsclub wechselvolle Jahre - sportlich mit Ab- und Wiederaufstiegen und als Verein mit ewigen Finanzsorgen, emotionsgeladenen Vereinsversammlungen und mancher Aufsehen erregender Vereinsführung. Weder die zusätzlichen Einnahmen durch das neue Stadion, noch die Erträge der Trikotwerbung oder die seit den 1980er Jahren steigenden Einnahmen aus der Vergabe von Fernsehrechten führten zu einer wirtschaftlichen Konsolidierung. Überkommene Vereinsstrukturen, Selbstüberschätzung und Unverständnis gegenüber dem Wandel des 'Sportgeschäfts' führten vielmehr den Verein in immer neue

¹⁴ G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 264 f.; Heugel-Verlag (Hrsg.), Parkstadion Gelsenkirchen, Kornwestheim 1973, S. 11.

¹⁵ G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 265; G. Röwekamp, Mythos, 2004, S. 323.

¹⁶ G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 369.

Turbulenzen. Erst zu Beginn der 1990er Jahre entstand ein professionelleres Vereinsmanagement. Satzungsänderungen, hauptamtliches Personal und der SPD-Bürgermeister Gerd Rehberg als neuer Vorsitzender brachten den Verein ab 1994 in ruhigeres Fahrwasser, sorgten für eine solide wirtschaftliche Basis und legten die Grundsteine für die Erfolge ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre. Jenseits der 539 Pflichtspiele des FC Schalke 04 bildeten nach der WM von 1974 noch zwei Spiele der Europameisterschaft im Jahre 1988 sportliche Höhepunkte im Parkstadion. Hinzu kamen sieben weitere Länderspiele, zwei Endspiele im DFB-Pokal und vier Deutsche Meisterschaften der Leichtathleten. Schließlich wurde das Stadion noch einige Male nicht-sportlich genutzt, so für Konzerte der Rolling Stones und von Michael Jackson und für eine Papstmesse.

Arena

Hatte der Gelsenkirchener Oberbürgermeister bei der Inbetriebnahme des Parkstadions noch geäußert, dieses werde "als zentraler Punkt des geplanten Sport- und Freizeitparks im Berger Feld für mehr als ein halbes Jahrhundert die solide Basis" bilden¹⁷, tauchten schon Ende der 1980er Jahre Überlegungen und Projektideen zur Errichtung einer multifunktionalen 'Super-Halle' im Berger Feld auf.¹⁸ Für etwa 50.000 Besucher sollte eine Halle entstehen, die sich sowohl für die Nutzung bei sportlichen Ereignissen wie auch für Kulturveranstaltungen eignete. Dahinter stand eine deutliche Veränderung des Freizeitverhaltens der Bevölkerung im Allgemeinen und der Zusammensetzung der Einnahmen der Profi-Fußballvereine im Besonderen: Nur ein sinkender Anteil der Einnahmen wurde noch durch den Verkauf von Eintrittskarten erzielt. An Bedeutung gewannen der Verkauf von Fernsehrechten, das Merchandising und Werbeverträge. Dafür wiederum musste eine immer perfektere 'Show' geboten werden, mussten auch Stadien zu Orten von 'Events' werden. Hinzu kam, dass die internationalen Fußballverbände rigidere Sicherheitsstandards und reine Sitzplatz-Stadien vorschrieben.¹⁹ Die alten kombinierten Stadien für Fußball und Leichtathletik mit ihren Sicherheitszäunen und Sicherheitsgräben waren dafür nicht geeignet, boten nur geringen Komfort und schufen zwischen Zuschauern und Spielfeld zu große Entfernungen. "In den Kurven", so Schalkes Ma-

¹⁷ Heugel-Verlag, Parkstadion, 1973, S. 3.

¹⁸ FC Schalke 04 (Hrsg.), Das Kolosseum der Moderne. Die Faszination der Veltins-Arena, Essen 2006, S. 10; G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 369.

¹⁹ Vgl. Christiane Eisenberg, Fußball als globales Phänomen. Historische Perspektiven, in: APUZ, B 26, 2004, 21.6.2004, S. 14; Werner Skrentny (Hrsg.), Das große Buch der deutschen Fußballstadien, Göttingen 2001, S. 145.

nager Rudi Assauer, „braucht man einen Feldstecher, und auf der Gegengeraden regnet es ins Bier und auf die Bratwurst!“²⁰ Die reinen Fußballstadien zur Europameisterschaft 1996 ließen diesen Trend deutlich sichtbar werden, wie auch die sich wandelnde Zusammensetzung des Publikums. Hier wuchs der Anteil der mittleren und oberen Schichten, von Frauen, Sponsoren, Prominenz und derjenigen, die Fußball als 'Event' betrachten und höhere Ansprüche an den Komfort der Stadien stellen.

Der zunächst engagierte Investor für eine 'Super-Halle' im Berger Feld, die Düsseldorfer Philipp-Holzmann AG, zog sich dann aber wegen der explodierenden Kosten zurück. Nach der Professionalisierung der Vereinsführung beim FC Schalke 04 begannen dort neue Überlegungen, und Anfang 1996 entschloss sich der Verein, selbst eine Multifunktions-Arena im Berger Feld zu bauen und zu betreiben. Da nach dem Holzmann-Projekt bereits ein passender Bebauungsplan für das Berger Feld existierte - die Stadtverwaltung hatte dem potentiellen Investor schnell den Weg freigemacht -, gab es dafür kaum bürokratische Hürden. Denn neben anderen Strukturpolitikprojekten - darunter die Internationale Bauausstellung Emscher Park, die Errichtung einer Fachhochschule, die Revitalisierung ehemaliger Montan-Berachen und zahlreiche Projekten der Wirtschaftsförderung - betrachtete die Stadt die Arena als ein politisch und administrativ zu begleitendes Projekt der Infrastrukturentwicklung und der Wirtschaftsförderung. Entsprechend schnell einigten sich Stadt und Verein auch über den Kauf der benötigten Fläche, und am 21. November 1998 folgte der erste Spatenstich für die Arena.²¹

Für Bau und Betrieb der neuen Multifunktionshalle mit dem Dach, das sich öffnen und schließen lässt, und mit dem für unterschiedliche Veranstaltungen veränderbaren Innenraum entstanden um den Fußballverein mehrere miteinander verflochtenen Trägergesellschaften. An der zentralen Beteiligungsgesellschaft hält der FC Schalke 04 nicht ganz 60% der Anteile, während die Gesellschaften für den Betrieb, Catering, Sicherheit und das Fußballmuseum sich vollständig in Besitz von Schalke 04 befinden. Die Arena kostete 186 Mio. Euro, und der erforderliche Kredit über 115 Mio. Euro wurde auf Betreiben der Stadt Gelsenkirchen zu 80% durch eine Bürgschaft des Landes Nordrhein-Westfalen abgesichert. Den Rest der Investitionssumme steuerten über die Besitzergesellschaft der Verein und externe Geldgeber bei, darunter vor allem der niederländische Generalunternehmer, der das Stadion errichtet. Die Stadt, die Stadtwerke und mehrere Einzelanleger, darunter auch Vorstandsmitglieder, beteiligten sich ebenfalls an der Finanzierung. Mit dem Kauf von

²⁰ G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 264.

²¹ FC Schalke 04 (Hrsg.), Das Kolosseum der Moderne, S. 10 f., 54 f.; G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, 100 Schalker Jahre, S. 370 f.; G. Röwekamp, Mythos, 2004, S.328.

'Bausteinen', die im Lauf von zehn Jahren als Gutscheine zum Einkauf im Fanshop zurückgezahlt werden, finanzieren auch die Fans das Projekt des FC Schalke 04 mit. Das Finanzierungskonzept der Arena sieht vor, die entstandenen Kosten in einem Zeitraum von 15 Jahren zu begleichen.²²



Abb. 3: Die Arena 'Auf Schalke', jetzt nach einem Sponsor 'Veltins Arena', die 2001 eingeweiht wurde und 61.524 Zuschauer fasst.

Mit ihrem Namen 'Arena auf Schalke' wurde nun vor dem Hintergrund des Knappen-Mythos des FC Schalke 04 wieder an die Bergbau-Tradition, als man 'auf Zeche' ging angeknüpft. Aus finanziellen Gründen erhielt das Stadion aber bereits ab 1. Juli 2005 den Namen 'Veltins-Arena'.²³ Die Arena wurde am 13./14. August 2001 eröffnet. Das Spielfeld befindet sich in einer Betonwanne, die bei anderer Nutzung der Halle oder zwischen den Spielen aus der Arena herausgefahren werden kann, so dass sich das Grün an der frischen Luft und bei natürlichem Licht erholt. Das Stadionsdach kann innerhalb von 30 Minuten geschlossen werden. Ein Video-

²² FC Schalke 04, *Kolosseum*, 2006, S. 9 f., 13, 15-18; G. Voss, T. Spiegel, J. Seveneick, *100 Schalker Jahre*, S. 370 f.; G. Röwekamp, 2004, S. 328 f.

²³ FC Schalke 04 (Hrsg.), *Das Kolosseum der Moderne. Die Faszination der Veltins-Arena*, Essen 2006, S. 6 f.

Würfel mit jeweils 35 Quadratmetern Bildfläche auf jeder Seite hängt über dem Spielfeld. Für Bundesliga-Spiele hat die Arena mit ihren 20.000 Stehplätzen, die die Fan-Initiativen angesichts der zunächst nur 10.000 geplanten sich erkämpften, 61.524 Plätze. Der FC Schalke 04 verkaufte über 40.000 Dauerkarten und fast jedes Heimspiel ist ausverkauft. Neben den Sitzplätzen unterschiedlicher Kategorien bedienen VIP-Logen die gehobenen Ansprüche der Zuschauer. Auf dem zuweilen auch als 'Schalker Feld' bezeichneten Berger Feld hat der Bau der Arena inzwischen auch zu Folgeinvestitionen geführt: An der Stelle der abgerissenen Westtribüne des Parkstadions wurde ein großes Reha-Zentrum errichtet. Da aus Kostengründen ein sofortiger Abriss des Parkstadions nicht vorgesehen ist, wird dessen Gelände schrittweise für neue Nutzungen aufbereitet. Bis zur Fußball-WM entsteht in unmittelbarer Nähe der Arena ein seit langem von der Stadt gewünschtes Vier-Sterne-Hotel.

Lange bevor die Arena konkrete Formen annahm, hat die Stadt Gelsenkirchen sich bereits 1992, sobald die Absichten des DFB, die Fußball-WM nach Deutschland zu holen, bekannt geworden waren, um den Zuschlag als Austragungsort bemüht. Nun werden dort vier Vorrundenspiele und ein Viertelfinalspiel ausgetragen. In der Arena werden dafür nach der Umgestaltung der Zuschauerplätze für internationale Spiele, bei denen nur Sitzplätze angeboten werden dürfen, etwa 53.000 Zuschauerplätze zur Verfügung stehen.²⁴ Die Stadionbetreibergesellschaft hat nach den Regelungen der FIFA von der Veranstaltung neben einem erhofften Imagegewinn kaum mit finanziellen Erfolgen zu rechnen. Die Stadt Gelsenkirchen hingegen profitiert durch verschiedene Infrastrukturmaßnahmen sehr viel konkreter von ihrem Status als WM-Stadt, darunter der Umbau des Hauptbahnhofs, ein neuer Autobahnananschluss und der Ausbau verschiedener innerstädtischer Straßen. Wie auch an anderen WM-Standorten erfolgten größere Investitionen vor allem von der Deutschen Bahn AG und dem Bundesverkehrsministerium. Die Höhe der Infrastrukturinvestitionen direkt in Gelsenkirchen wird mit 55-70 Mio. Euro angegeben.²⁵ Der Werbewert für die Stadt ist kaum zu berechnen. Weltweit werden hunderte Millionen Fernsehzuschauer erstmals von Gelsenkirchen hören und sehen. Geschätzt wird, dass allein die Bandenwerbung 'Gelsenkirchen' während der WM-Spiele auf Schalke einen Gegenwert von 500.000 Euro darstellt. Ein Imagegewinn soll allerdings nicht nur außerhalb der Stadt erreicht werden. Durch die Beteiligung an der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 sollen in der eigenen Bevölkerung Begeisterung für den Fußball und darüber hinaus für ihre Heimatstadt Gelsenkirchen ge-

²⁴ FC Schalke 04, Stadt Gelsenkirchen (Hrsg.), FIFA-Weltpokal 2006, Bewerbung, Gelsenkirchen 1999.

²⁵ PriceWaterhouseCoopers, WM Spielstätten 2006: Bereit zum Anpfiff? Was kommt nach dem Abpfiff. Zusammenfassung der Umfrageergebnisse, Dezember 2005.

weckt und intensiviert und damit auch das Stadtimage verbessert werden.²⁶ Neben den Infrastrukturinvestitionen und den schwer kalkulierbaren Imagegewinnen erweist sich die sportbezogene Freizeitwirtschaft als eine Wachstumsbranche – deutschlandweit mit einem Volumen von 27 Mrd. Euro (1998) bei gut 4% Wachstum pro Jahr. Da es sich häufig um arbeitsplatzintensive Dienstleistungen handelt, sind 783.000 Personen (2,4% aller Erwerbstätigen) in der sportbezogenen Wirtschaft beschäftigt.²⁷ Obwohl die Arbeitsplatzverluste in der Gelsenkirchener Großindustrie durch die Freizeitwirtschaft nicht kompensiert werden können, hat doch die wirtschaftliche Betätigung um den Schalcker Fußballverein und seine Arena ein durchaus ansehnliches Ausmaß erreicht: Der FC Schalke 04 als Arbeitgeber hat in der Gegenwart etwa 250 fest angestellte Beschäftigte (ohne Lizenzspielerabteilung), an Spieltagen bzw. bei Veranstaltungen in der Arena arbeiten dort 1.200 Menschen. Seit dem Bestehen der Arena wurden dort 160 Veranstaltungen mit 9 Millionen Besuchern durchgeführt, davon etwa zwei Drittel bei Fußballspielen. Dagegen hatte das Parkstadion in den 27 Jahren seiner Nutzung insgesamt etwa 19 Millionen Besucher. Welche regionalwirtschaftlichen Auswirkungen die Besucherströme zu den Veranstaltungen haben, ist beim Finale der Champions League am 26. Mai 2004 in der Arena untersucht worden. Von den 13 Mio. Euro Primärumsatz fielen in Gelsenkirchen knapp 4 Mio. Euro, in Nordrhein-Westfalen knapp 9 Mio. Euro an. Für Gelsenkirchen wurde die Entstehung von rechnerisch 70 Jahresarbeitsplätzen ermittelt.²⁸ Für die Fußballweltmeisterschaft errechnete die Postbank²⁹ einen nationalen Wachstumsimpuls von insgesamt etwa 10 Mrd. Euro. Für Gelsenkirchen wird eine Steigerung des regionalen Bruttoinlandsproduktes um 3,2% erwartet, die Stadt rechnet mit 200.000 zusätzlichen Besuchern.³⁰ Dabei handelt es sich allerdings nur um einmalige Wachstumsimpulse, während die Infrastrukturinvestitionen und die angestrebte Verbesserung des regionalen Images längerfristige Wirksamkeit entfalten werden – allein Fernsehübertragung der Begegnungen soll rund 33 Mrd. Menschen erreichen.³¹ Die Attraktivität, die das Gelände des Berger Feldes durch die Arena und die dort stattfindenden Veranstaltungen gewonnen hat, soll in Zukunft auch für die städ-

²⁶ Stadt Gelsenkirchen, Mitteilungsvorlage des Haupt-, Finanz-, Beteiligungs- und Personalausschuss vom 18.03.2004.

²⁷ Markus Kurscheidt, Erfassung und Bewertung der wirtschaftlichen Effekte der Fußball-WM 2006. Unabhängiges wissenschaftliches Gutachten (Manuskriptfassung für wegweiser GmbH), Berlin 2004.

²⁸ Jürgen Schwark, Wirtschaftliche Bedeutung des UEFA Champions League Finals 2004 Gelsenkirchen/Schalke (Kurzfassung), Gutachten der FH Gelsenkirchen, Bocholt 2004.

²⁹ Postbank research, Sonderthema: FIFA Fußball-Weltmeisterschaft, Bonn 22.12.2005.

³⁰ PriceWaterhouseCoopers, WM Spielstätten 2006.

³¹ M. Kurscheidt, Erfassung.

tische Wirtschaftsförderung genutzt werden. So versucht man ein Konzept 'Arena Park' zu verkaufen. Nach dem Gesundheits- und Rehasentrum und dem Hotel stehen Flächen in der Nähe der Arena beim früheren Parkstadion zur Verfügung.

Schluss

Freizeit-, Tourismus- und Kulturwirtschaft verfügen heute über große wirtschaftliche Potentiale für Wachstum und Arbeitsplätze. Dies haben auch die Städte erkannt, wo eine „Festivalisierung der Stadtkultur“³², die Produktion von kulturellen Highlights und 'Leuchtturm-Projekte' zu beobachten sind. Unter den kommerzialisierten Sportarten trägt vor allem der Fußball zu einer wachsenden Freizeitwirtschaft bei, welche die Städte in ihren Bemühungen um Entwicklungschancen unterstützen. Das Beispiel der Stadt Gelsenkirchen zeigt, wie bedeutsam ein Fußballverein für die Entwicklung einer ganzen Stadt werden kann und wie Vereine und Städte gegenseitig voneinander profitieren. Aus der Pflege eines örtlichen Fußballvereins und der Unterstützung seiner Projekte soll neben der Schaffung neuer Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich bzw. in der Freizeitwirtschaft auch eine Imageverbesserung und eine längerfristige Verbesserung der Standortqualitäten resultieren.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1 und 2: Bestand des Instituts für Stadtgeschichte Gelsenkirchen

Abb. 3: http://www.veltins-arena.de/portrait_arena.php

**Dr. PD Stefan Goch, Ruhr-Universität Bochum,
Institut für Stadtgeschichte, Wissenschaftspark,
stefan.goch@gelsenkirchen.de**

³² Hartmut Häußermann, Walter Siebel, (Hrsg.), Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte, Opladen 1993 (Leviathan, Sonderheft 13).

Kaiserslautern am Fuße des Betzenbergs Funktionen – Lasten – Kontinuitäten

Nach der ersten Deutschen Fußballmeisterschaft des 1. FC Kaiserslautern (1. FCK) im Jahr 1951 schrieb die überregionale Fachpresse, dass die Walter-Elf den „Klubnamen und den der Stadt durch Kaiserslautern bis weit über die Landesgrenze bekannter machte als jedes Geschichts- und Geographiebuch“. ¹ Als der 1. FC Kaiserslautern im Jahr 1991 – die große Zeit der Walter-Elf war längst ‚Geschichte‘ – wieder eine deutsche Fußballmeisterschaft erringen konnte, versuchten Fernsehsender, städtebaulich Bemerkenswertes zu filmen. Das Ergebnis war frustrierend: außer den wenigen Überresten der Barbarossaburg konnten sie lediglich auf Deutschlands zweithöchstes Rathaus verweisen. Andere Städte wie München sind dagegen stolz auf glänzende Opernhäuser, Theater und Museen, Hofbräuhaus und das Oktoberfest; Nürnberg wirbt mit einer sehenswerten Altstadt, einer Burg und anderen architektonischen Zeugnissen der Geschichte; Köln ist stolz auf Karneval und Dom, Kaufbeuren auf Tänzelfest und Eishockeyclub.

I.

Wer den Namen Kaiserslautern hört, denkt unwillkürlich an den Betzenberg und den Club, der dort in einer 1920 eingeweihten Stadionanlage beheimatet ist. Erst an zweiter Stelle wird man die Stadt mit der Nähmaschinenfabrik Pfaff assoziieren, einem einstmals weltweit führenden Unternehmen. Zu den städtebaulichen Errungenschaften der Moderne gehören darüber hinaus die Opel-Werke, die Universität, die US-Kasernen und verschiedene Schulen. Kaiserslautern ist ‚Nähmaschinenstadt‘, ‚Stadt der Schulen‘, ‚Barbarossastadt‘ – und ‚die Stadt am Fuße des Betzenbergs‘. Aus Sicht der Regionalpolitik haben vor allem die am Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 beteiligten Spieler „für das Bekanntwerden unserer Stadt mehr Positives geleistet, als wir mit einer umfassenden Fremdenwerbung, die weit mehr an finanziellem Aufwand erfordern würde, jemals erreichen können“ ² – so 1955 Fritz Wilms (FDP), ehemaliger Vizepräsident des rheinland-pfälzischen Landtags.

¹ Sportbeobachter. Die führende Westdeutsche Sportzeitung, 27.6.1951.

² Fritz Wilms, zit. in: Pfälzische Volkszeitung, 14.1.1955; vgl. Die Rheinpfalz, 15.12.1954.

Der Name Betzenberg „ist durch den Fußballsport weithin in Deutschland bekannt geworden und im Volksmund zu ‚Betze‘ verkürzt.“ Abzuleiten ist ‚Betze‘ von dem alten Rufnamen ‚Betzo‘, als Verkleinerungs- und Koseform für Bernhard oder Berthold. ‚Betzenberg‘ ist demzufolge der „Berg des Betzo (Betz)“, als Flurname bereits 1611 und 1656 nachgewiesen.³ Seit 1920 nutzt der Fußballverein Kaiserslautern (FVK), 1931 umbenannt in 1. FCK, diesen Ort. An Christi Himmelfahrt 1920 wurde das dort errichtete Stadion seiner Bestimmung übergeben.⁴ Geologisch gesehen ist ‚der Betze‘ zwar nur eine Erhebung von 286,50 Metern über dem Meeresspiegel, die es kaum verdient, ‚Berg‘ genannt zu werden. Wie prähistorische Menhir- bzw. Hinkelsteinfunde belegen, war dieses Gelände trotz seiner relativen geographischen Bedeutungslosigkeit bereits in vorgermanischer Zeit eine Kultstätte.⁵ Der Name einer Straße („Am Hinkelstein“) sowie die alte Bezeichnung einer Waldabteilung („Hinckel Stein“) weisen heute noch darauf hin.

Nach Auskunft des Metzgermeisters und Fußballmäzens Albert Speyerer schenkte Steinbruchbesitzer Otto Sommerrock dem FVK „auf dem Betzenberg oberhalb der Steinbrüche, ein Gelände, auf dem nur Heidekraut und Ginster wuchsen. Zwei, drei Optimisten hatten da oben einen Garten angelegt, den sie aber gerne wieder abgaben. (Ein kleiner Garten war in Privatbesitz und musste gepachtet werden. Erst in den [19]90er Jahren konnte dieses Stück Land vom FCK erworben werden.) Die Mitglieder des Fußballvereins, darunter auch mein Vater, zogen nun in ihrer Freizeit mit Schippe und Pickel auf den ‚Betze‘ und legten so einen neuen Fußballplatz an.“⁶

Das Steinmetz- und Steinbruchgewerbe war wichtig in der Kaiserslauterer Wirtschaftsgeschichte.⁷ Der Betzenberg selbst besteht aus Buntsandstein.⁸ 1883 bis 1886 wurde die Synagoge Kaiserslauterns aus Steinen errichtet, die das Unternehmen Adam Sommerrock & Söhne dort gebrochen hatte. Eben dieses Gelände wurde später dem 1. FCK geschenkt. Mitte der 1930er Jahre avancierte der Berg zum Namensgeber für die Spieler des Clubs („die Betzenberger“ – ein sportgeschichtlicher Neolo-

³ Ernst Christmann/Heinz Friedel, Kaiserslautern einst und jetzt. Beiträge zur Geschichte der Großstadt Kaiserslautern, Otterbach/Kaiserslautern ²1976, S. 482.

⁴ F.V.K. Sportplatz Betzenberg! Christihimmelfa[h]rt, 13. Mai 1920 nachmittags 2–6 Uhr. Programm zur Sportplatzöffnung: Stadtarchiv Kaiserslautern, ZGD, Sport III, Fußball, Geschichte, 1896–; vgl. Pfälzische Volkszeitung, 12.5.1920.

⁵ Ernst Christmann, Menhire und Hinkelsteine in der Pfalz, Speyer [ca. 1949], S. 20, 25f.; Kurt Reh/Friedrich L. Wagner/Klaus P. Westrich (Bearb.), Landkreis Kaiserslautern, hrsg. vom Landkreis Kaiserslautern, Bonn 1968, S. 144; Christmann/Friedel, S. 518.

⁶ Albert Speyerer, Fritz Walter und die Familie Speyerer, 22.4.2004, Typoskript: Stadtarchiv Kaiserslautern, ZGD.

⁷ Werner Weidmann, Aus der Geschichte der Kaiserslauterer Steinbrüche, in: Kaiserslautern – Stadt und Land, Nr. 1, 1966, S. 27–29.

⁸ Reh/Wagner/Westrich, S. 22–25.

gismus der NS-Zeit), die sich in den Jahren zuvor nach den Club- und Stadtfarben die ‚Rot-Weißen‘ nannten.

Am 21. Juni 1925 hat der FVK ein Gefallenendenkmal enthüllt und eingeweiht.⁹ Eine Festschrift bezeichnet das Monument als „Wahrzeichen auf dem Betzenberg“.¹⁰ Es bestand aus der Figur eines Trauernden, die auf einer über zwei Meter hohen, aus Buntsandstein gemauerten Säule in den Zuschauerterrassen des Stadions so exponiert war, dass sie das gesamte Terrain beherrschte. Heute fristet das Denkmal ein Mauerblümchendasein auf einem Nebenplatz des Stadions, das 1985 in ‚Fritz-Walter-Stadion‘ umbenannt wurde.

Nach 1933 änderten sich auch die sportlichen und kulturellen Funktionen des Stadions Betzenberg. Zunächst diente es als Spielstätte nicht nur für den 1. FCK, sondern auch für Sportveranstaltungen der NSDAP sowie für Inszenierungen mit politischem, teils auch volksreligiösem Charakter, für die Spektakel der nationalsozialistischen neuheidnischen ‚Religiosität‘: das völkische Thingspiel, die jugendkulturelle Sonnwendfeier sowie für einen kriegsvorbereitenden und -legitimierenden Totenkult.

Darüber hinaus ist der Betzenberg von beachtlicher arbeitsmarktpolitischer und ökonomischer Bedeutung. In der Weimarer Zeit wurde der Sportplatz Betzenberg in den „Freiwilligen Arbeitsdienst“ einbezogen. Zeitweise arbeiteten 1932/33 weit über hundert Arbeitslose, vor allem FCK-Mitglieder, mehrere Monate an der Erneuerung und Erweiterung des Stadionovals, der Tribüne und Zuschauerterrassen, des Hockeyfelds und Kassenhauses.¹¹

Vor einem ganz anderen Hintergrund wurden Arbeitseinsätze unter den Bedingungen des Wirtschaftswunders organisiert. In der Saisonpause 1977 initiierte der langjährige Präsident Norbert Thines einen „Freiwilligen Arbeitseinsatz“ zur „Stadionverschönerung“ mit über fünfzig Helfern einschließlich des FCK-Präsidiums.¹² Auch

⁹ Vereins-Zeitschrift des Fußballvereins Kaiserslautern e.V., Jg. 1, Nr. 4, 30.4.1925, S. 5; vgl. Markwart Herzog, „Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V.“ Eine Quelle zur Geschichte des 1. FC Kaiserslautern und der Barbarossastadt in der Zeit der Weimarer Republik (1927–1931), in: Kaiserslauterer Jahrbuch für pfälzische Geschichte und Volkskunde 1 (2001), S. 391–462, hier S. 437f.; ders., Trauer- und Bestattungsrituale der Fußballvereinskultur. Totenmemoria – Ahnenbiographien – Stadionbegräbnis – Performance, in: Norbert Fischer/Markwart Herzog (Hrsg.), Nekropolis. Der Friedhof als Ort der Toten und Lebenden, Stuttgart 2005, S. 181–210, hier S. 185–192.

¹⁰ Hartmut Sutter/Hans Rottmüller (Red.), 75 Jahre 1. FC Kaiserslautern. Eine Schrift zum Jubiläum, Kaiserslautern 1975, S. 29.

¹¹ Arbeitsamt Kaiserslautern (Arbeiten für den freiwilligen Arbeitsdienst: Ausbau der Sportplatzanlage Betzenberg durch den 1. Fußball-Club Kaiserslautern e.V., 1932/33), Landesarchiv Speyer, O 1, Nr. 106; vgl. Pfälzische Presse, 1./2.10.1932; Heinz Friedel, Kaiserslautern. Von der Kaiserzeit bis zur Universitätsgründung, Kaiserslautern 1998, S. 93.

¹² Rund um den Betzenberg. Vereinsnachrichten, Nr. 2, 1977, S. 80.

beim Stadionumbau 1978 schufteten einige Dutzend Kaiserslauterer während der Saisonpause auf ‚ihrem‘ Betzenberg in über 5.000 freiwilligen Arbeitsstunden. Dadurch wurde ein „Identifizierungseffekt“ erzielt, der Stadt und Verein zusammengeschweißt hat.¹³ Anders als beim „Freiwilligen Arbeitsdienst“ 1932/33 arbeiteten die FCK-Mitglieder unentgeltlich in ihrer Freizeit, ihr Einsatz stand in keinem Zusammenhang mit Massenarbeitslosigkeit wie in der Zeit vor der Machtergreifung durch die NSDAP.

II.

Die Identifikations- und Integrationsfunktion des Betzenbergs¹⁴ für Stadt und Bewohner liegt auf der Hand. Was jedoch spätestens Ende der 1990er Jahre besonders deutlich wurde: Das Stadion Betzenberg ist trotz seiner immensen symbolischen Bedeutung immer auch eine enorme Last für den Verein gewesen. Schon in der ersten Hälfte der 1930er Jahre haben die Mittel, die für Unterhaltung und Erweiterung des Stadions erforderlich waren, in Verbindung mit den Kosten für den damaligen ‚Semiprofessionalismus‘ den Club weit überfordert. Die Vereinsführung verstieß bei der Finanzierung des Stadionausbaus und der verdeckten Bezahlung des Spielerkaders gegen die Bestimmungen des DFB, teils auch gegen die des BGB.¹⁵ Das sich aus der vereinseigenen Immobilie ergebende Ringen mit diesen finanziellen Belastungen zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des 1. FCK.

Im Jahr 1934 half die Vergabe eines Kredits, den Ernst Dürrfeld (NSDAP-Kreisleiter) unterstützte, die damalige ökonomische Krise abzumildern. Vor diesem Hintergrund waren die so genannten ‚Privatspiele‘¹⁶ wirtschaftlich ähnlich wichtig wie die Verbandsspiele. Aus den 1950er Jahren berichtete Fritz Walter, dass seine Elf kräftezehrende, aber finanziell einträgliche Tournéen unternehmen musste, wenn sie sich nicht für die Spiele um die deutsche Meisterschaft qualifizieren konnte.¹⁷

Als die Oberligazeit zu Ende ging und der 1. FCK sich zur sportlichen Qualifikation für die Bundesliga anschickte, musste der Club drückende Auflagen des DFB erfüllen: vor allem den Stadionausbau für eine Kapazität von 35.000 Zuschauern.

¹³ Norbert Thines, Kennen Sie die neuen FCK-Begriffe Identifizierungseffekt – Naturalienmäzen?, in: Rund um den Betzenberg, Nr. 2, 1978, S. 100; vgl. Nr. 3, 1978, S. 92.

¹⁴ Markwart Herzog, „Lautern ist eine große Sportfamilie!“ Fußballkultur als Faktor städtischer und regionaler Identität, in: Wolfram Pyta (Hrsg.), Der lange Weg zur Bundesliga. Zum Siegeszug des Fußballs in Deutschland, Münster 2004, S. 183–214.

¹⁵ Peter Meyer, Feststellungen zum Fall 1. F.C. Kaiserslautern. Widerlegung zu einer Reihe gegen mich erhobener Anschuldigungen, 18.6.1936: Landesarchiv Speyer, R 18, Nr. A 22858.

¹⁶ FCK-Geschäftsführer Fritz Stumpf an Reichstrainer Sepp Herberger, 23.9.1941: DFB-Archiv, Frankfurt a. M., Herberger-Nachlass, Sa/B, Nr. 584, 2.

¹⁷ Fritz Walter, Spiele, die ich nie vergesse (1968), aktualisierte Neuauflage München 1991, S. 133–135; vgl. ders., 3:2. Die Spiele zur Weltmeisterschaft (1954), Jubiläumsedition zum 80. Geburtstag von Fritz Walter, München 2000, S. 20.

Der DFB gewährte dem 1. FCK zunächst eine Ausnahmekonzession, weil das Stadion zu Saisonbeginn 1962/63 noch nicht bundesligatauglich war. Die Kosten für den Ausbau wurden auf eineinhalb Millionen DM geschätzt. Um die Finanzierungsprobleme zu lösen, veräußerte der Club das Vereinsheim ‚Löwenburg‘, ehemals Hauswirtschaft der gleichnamigen Brauerei, für DM 400.000; mit DM 250.000 beteiligte sich die Stadt Kaiserslautern und die Landesregierung mit DM 750.000.¹⁸

„Die Einführung der deutschen Fußball-Bundesliga im Jahre 1963 traf den 1. FC Kaiserslautern zu einem ungünstigen Zeitpunkt, denn der ruhmreiche Verein hatte damals nicht viel mehr als seinen guten Namen zu bieten. Die Mannschaft befand sich gerade mitten in einem Neuaufbau, und der notwendige Einkauf neuer Spieler, vor allem der vom DFB geforderte schnelle Ausbau des Stadions verschlang die Reserven. Man musste improvisieren – und so blieben Rückschläge und Enttäuschungen nicht aus, die man vielleicht bei einem systematischen Aufbau hätte vermeiden können.“¹⁹ Aber nicht zuletzt durch die Bereitschaft der in Kaiserslautern stationierten amerikanischen Streitkräfte, sich mit Pioniereinheiten an den Bauarbeiten zu beteiligen,²⁰ wurde die Aufgabe schließlich gemeistert.

Als Eigentümer der Sportanlage Betzenberg konnte der 1. FCK die für Ausbau und Erhalt des Stadions aufzubringenden Mittel nicht in die Verstärkung der Mannschaft investieren. Als im Geschäftsjahr 1968 nur noch ein Schnitt von 10.000 Besuchern pro Spiel im Vergleich zu 16.400 in 1967 zu verzeichnen war, stand der Club wieder vor dem Aus. Die Tagespresse befürchtete, dass der 1. FCK die „Konzession aus wirtschaftlichen Erwägungen zurückziehen“²¹ müsse. Doch Helmut Kohl, der damalige rheinland-pfälzische Ministerpräsident (CDU), sprang ein und erwarb sich Anfang der 1970er Jahre hohe Anerkennung für die durch ihn unterstützte Teilfinanzierung eines Tribünenausbaus aus Landesmitteln, womit er einen vom DFB bereits beschlossenen Lizenzentzug abwenden half.²² Schuhfabrikant Willi Müller aus Waldfishbach war es gelungen, das Bundesland für die Finanzierung in die Pflicht zu nehmen. Müller selbst hatte immer wieder tief in die Privatschatulle gegriffen und mit seinem Vermögen gebürgt, um auch in späteren Jahren den Verein vor Konkurs und Lizenzentzug zu bewahren.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts eskalierten die Finanzprobleme des Clubs: Wie in der ersten Hälfte der 1930er Jahre ging es um Baukosten und Spielerentlohnung. Wegen der enormen Spielergelöhner, die der Club teilweise als verdeckte Zahlungen unter Umgehung der Steuerbehörden an mehrere ausländische Profis transferierte,

¹⁸ Die Rheinpfalz, 10.11.1962; Die Rheinpfalz, 17.8.1962.

¹⁹ Kurt App, 1. FCK will Aushängeschild des Südwestens bleiben, in: Die Rheinpfalz, 15.12.1969.

²⁰ Pfälzische Volkszeitung, 12.11.1962 und 11.5.1963.

²¹ Die Rheinpfalz, 24.3.1969.

²² Die Rheinpfalz, 24.2.1996.

und wegen des hohen Eigenanteils an den Kosten des Stadionausbaus für die Fußballweltmeisterschaft 2006 war der Club wirtschaftlich weit überfordert. Wieder mussten Kommunal- und Regionalpolitiker – allen voran Ministerpräsident Kurt Beck (SPD), Innenminister Walter Zuber (SPD) und Oberbürgermeister Bernhard Deubig (CDU) – eingreifen, um das Schlimmste zu verhindern: Insolvenz, Konkurs und Zwangsabstieg in die Niederungen des Amateurfußballs. Das Projekt Stadionausbau wurde aus eigen- und fremdfinanzierten Mitteln des 1. FCK, der Stadt Kaiserslautern und des Bundeslandes Rheinland-Pfalz gesichert. Die Lösung dieser jüngsten wirtschaftlichen Krise des 1. FCK kam einem schweren Traditionsbruch gleich: Sie bedeutete das Ende des vereinseigenen Stadions am Betzenberg. Dieses wurde an eine Immobiliengesellschaft veräußert, deren derzeit einziger Anteilseigner die Stadt Kaiserslautern ist, um die Überschuldung zu reduzieren und eine drohende Illiquidität abzuwenden.

An diesem Beispiel wird deutlich: Wenn man nach zeitübergreifenden Kontinuitäten in der Geschichte der Turn- und Sportvereine sucht, sind sie eher in infrastrukturellen Faktoren wie Vereinsheimen, Clublokalen und vor allen Dingen in Sportplatz- und Stadionimmobilien zu suchen statt in weltanschaulichen Werten, politischen Loyalitäten oder religiösen Überzeugungen. Sind doch das Stadion oder der Sportplatz selbst ‚spiritual home‘ der Anhänger eines Fußballvereins.²³

**Dr. Markwart Herzog, Wissenschaftl. Bildungsreferent,
Schwabenakademie Irsee,
Markwart.Herzog@Kloster-Irsee.de**

²³ Fabian Brändle/Christian Koller, *Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs*, Zürich 2002, S. 233–238; John Bale, *Playing at home: British football and a sense of place*, in: John Williams/Steven Wagg (Hrsg.), *British Football and Social Change: Getting into Europe*, Leicester/London/New York 1991, S. 130–144; Raymond Boyle, *Football and Religion: Merseyside and Glasgow*, in: John Williams/Stephen Hopkins/Caty Long (Hrsg.), *Passing Rhythms. Liverpool FC and the Transformation of Football*, Oxford/New York 2001, S. 39–52, hier S. 47–49; Markwart Herzog, *Familie – Männerbund – Söldnertrupp. Zur Selbststilisierung von Sportvereinen am Beispiel der „FCK-Familie“*, in: Wolfgang E. J. Weber/Markwart Herzog (Hrsg.), *„Ein Herz und eine Seele“? Familie heute*, Stuttgart 2003, S. 167–230, hier S. 196–203.

Soccer and the City: Urban Development, Identity and the Rise of Football

The most famous twentieth century artistic representation of British football is L. S. Lowry's 'Going to the Match'. Painted in 1953 as part of the English Football Association and Arts Council's 'Football and the Fine Arts' exhibition, it depicts Lowry's distinctive matchstick figures making their way to the turnstiles at a 'typical' football ground. With a background of terraced housing and factory chimneys, the landscape is unambiguously industrial and urban. Lowry's painting, it has been argued, along with other representations in 'high' and 'low' art, adult and juvenile literature and television drama, has helped to frame the image of football as a game of the industrial north of Britain and the inner city. In contrast to cricket's imagined rural and pastoral landscape, located on the village green with local church as backdrop, football has tended to be depicted as a game of the town and city.¹ Beyond the game's British birthplace, the association of the city and football was equally central. The first clubs, competitions and leagues developed in cities and were named after those cities, districts or boroughs. The urban environment helped to define the essential characteristics of football and what it meant to those who played, watched, wrote, read and thought about the game. The football ground and the spectacle of the match, in turn, became a familiar feature of modern city life. Without this urban context, one could argue, it is difficult to fully comprehend the rise of football.

Yet while it has tended to be viewed in terms of the nation or the club, football has rarely been considered in its urban dimension.² Historians of American sport, by contrast, have always been conscious of the complex ways in which urbanisation affected the development of sporting activity and, conversely, how sport impacted upon urban life.³ Steven Riess has written that "the coming of the modern

¹ John Bale, *Landscapes of Modern Sport*, London 1994, S. 149-165.

² A good example of the orthodox tendency to write the history of football from a 'national' perspective is Bill Murray, *The World's Game: A History of Soccer*, Urbana 1998.

³ See Melvin L. Adelman, *A Sporting Time. New York City and the Rise of Modern Athletics*, Urbana 1986; Stephen Hardy, *How Boston Played. Sport, Recreation and Community, 1865-1915*, Boston 1982; Steven A. Riess, *City Games. The Evolution of American Urban Society and the Rise of Sports*, Urbana 1989.

city dramatically influenced the development and character of American sport”.⁴ On one level, the city was the place from which most players and spectators came and where most sport was played. Yet it was also an active agent in the growth of those sporting institutions and cultures “that developed in interaction with the principal elements of urbanization”.⁵ Scholars elsewhere have been slower to recognize the connections between urban history and sports history but this is changing, especially in relation to the historiography of football. Work on urban history is beginning to acknowledge the role of sporting clubs in the definition of space, identity and citizenship in modern cities while histories of football increasingly focus on the variety of links existing between clubs and their communities. The connections between football and cities touch upon some of the major themes in the social sciences, such as integration, identity, citizenship and ethnicity and the construction of urban cultures, loyalties and traditions. It also raises the important role of the football stadium in urban tourism, in the definition of the modern metropolis and in the architecture of modernity and post-modernity.

This article is the first step in a comparative research project designed to examine the development and organization of, and meanings attached to, football in a number of cities worldwide. It aims to deal with a series of historical issues that have tended to be forgotten, or else taken for granted, in the established narrative of world football. The modernization of cities, the development of urban transportation, the significance of places of social interaction and the rise of suburbia, for example, all need to be explored, analyzed and compared to make sense of the rivalries and antagonisms that still exist between local football clubs. We will consider the key role public houses, bars and clubs played as sites of shared identities and as the basis for the early development of the game. Also of significance is the role of football clubs as representatives of broader ethnic, religious and political communities. Football clubs gave soul and particularity to recently built suburbs for newcomers in the metropolis but acted in some cases as a means of integration and in other cases as a force for segregation.

While these and many other issues will form the basis of future research papers, the present article has a more modest agenda. It will survey some of the existing literature on football and the city, drawing out common themes and perspectives. The chronological focus is on the late nineteenth century and the first half of the twentieth, while, geographically, examples are drawn mainly from Europe but also from South America. Thematically, the focus is on five main areas: the urban diffusion of football; sporting networks linking cities; the social identities of city foot-

⁴ Steven A. Riess (Hrsg.), *Major Problems in American Sport History*, Boston 1997, S. 140.

⁵ Steven A. Riess, *Sport in Industrial America, 1850-1920*, Wheeling, IL 1995, S. 11.

ball; the relationship between football and civic identity; and the rivalries and oppositions that emerged between football cities.

Modernization and the Urban Diffusion of Football

Scholars seeking to contextualise the birth, growth and diffusion of association football have invariably focused on the game's links with broader processes of modernization and urbanization. In many cases the rising popularity of football was bound up, often in complex and contradictory ways, with the growth of cities. Football's first home, of course, was the playing fields of the English public school. Despite a recent revisionist challenge to the status of institutions such as Eton and Harrow School and Cambridge University as the birthplaces of modern football, there is little doubt that the game was initially the preoccupation of a privileged elite.⁶ It took off as a genuinely popular pastime, however, only when it moved beyond the confines of educational establishments and old boys' clubs and into towns and cities. But how did football spread from place to place?

The patterns of football's geographical diffusion through the British Isles have been difficult to pin down. No academic theories have proved totally satisfactory. The geographer John Bale, for instance, has speculated that football's diffusion combined spatial and hierarchical factors: that is, the game spread outwards from neighbouring areas and downwards, from larger and more industrialized urban cities to smaller settlements.⁷ In the north-east of England, there is supporting evidence for the former explanation but not for the latter. The first clubs were indeed established in the regional centres of Newcastle and Middlesbrough but beyond this it was often small towns such as Barnard Castle and Corbridge, or villages like Bishop Middleham and Haughton-le-Skerne, which followed, long before the bigger towns of Gateshead, Stockton and Darlington. The process of spatial diffusion can be seen in the Teeside area, where the formation of Middlesbrough FC in 1876 was followed two years later by the creation of three more clubs in the city (Lamb-

⁶ For the revisionist perspective on the origins of modern football, see Adrian Harvey, *Football's Missing Link. The Real Story of the Evolution of Modern Football*, in: J. A. Mangan (Hrsg.), *Sport in Europe. Politics, Class, Gender*, London 1999, S. 92-116 and *An Epoch in the Annals of National Sport. Football in Sheffield and the Creation of Modern Soccer and Rugby*, in: *International Journal of the History of Sport*, 18: 4 (December 2001), S. 53-87; John Goulstone, *The Working Class Origins of Modern Football*, in: *International Journal of the History of Sport*, 17: 1 (March 2000), S. 135-43 and *Football's Secret History*, Upminster 2001. For criticism of the revisionist account, Eric Dunning, *Something of a Curate's Egg. Comments on Adrian Harvey's 'An Epoch in the Annals of National Sport'*, in: *International Journal of the History of Sport*, 18: 4, (December 2001), S. 88-94.

⁷ John Bale, *Sport and Place. The Geography of Sport in England, Scotland and Wales*, London 1982, S. 23.

ton, St. John's and Middlesbrough Pupil Teachers) before spreading outside Middlesbrough to neighbouring Linthorpe in 1879, North Oremesby in 1880 and Port Clarence in 1881. In Lancashire, similarly, diffusion to nearby places was more evident than dispersal down the urban hierarchy. The game began in the village of Turton, where a club was formed in 1871, and quickly spread to the nearby cotton towns of Darwen, Blackburn and Bolton. Along with three other small local centres, these towns provided all of the 28 founding clubs of the Lancashire Football Association in 1878.⁸

Other explanations for the spread of football in late nineteenth-century Britain revolve around the so-called 'social diffusionist' model.⁹ In its crudest form, this involved the sons of the local elite returning home from school with a ball, or old boys from the public and grammar schools or universities wishing to play in adulthood, and so forming a team. In time, the game then percolated down the social structure to the working class. This certainly did happen in some cases but more often the social diffusion of football occurred less directly. As James Walvin noted, 'those who wished to encourage sporting activity among working people...needed a point of entry to a social world which was often distant and generally alien'.¹⁰ A range of social groups and institutions, the most prominent of which were connected to education, religion and the workplace, provided this point of entry. School teachers were to the forefront in establishing clubs in many areas while church-based teams were regular competitors in the nascent football cultures of Blackburn, Nottingham and Sheffield from the mid-1870s and were later linked to the birth of some of England's most famous clubs, such as Aston Villa, Birmingham City, Bolton Wanderers, Everton and Fulham. In Scotland, Protestant and Catholic youth organizations provided the roots of the earliest clubs such as Glasgow's Queen's Park and Hibernian of Edinburgh. The workplace was also a common site for the formation of clubs. Students of the game are well aware of the origins of Arsenal and West Ham United at the Woolwich Arsenal and Thames Ironworks respectively yet, in these as in other cases, the link between firm and club was soon loosened. Indeed we know little about the extent to which companies lent financial support or were closely involved in the decision-making of 'their' clubs, although no doubt in many cases the relationship was merely symbolic.¹¹

⁸ Mike Huggins, *The Spread of Association Football in North-East England, 1876-90. The Pattern of Diffusion*, in: *International Journal of the History of Sport*, 6: 3 (December 1989), S. 302; David Russell, 'Spadic and Curious': The Emergence of Rugby and Soccer Zones in Yorkshire and Lancashire, c. 1860-1914, in: *International Journal of the History of Sport*, 5: 2 (September 1988), S. 186-89.

⁹ Neil Tranter, *Sport, Economy and Society, 1750-1914*, Cambridge 1998, p. 26.

¹⁰ James Walvin, *The People's Game. The History of Football Revisited*, Edinburgh 1994, S. 59.

¹¹ Tony Mason, *Association Football and English Society, 1863-1915*, Brighton 1980, S. 25-29; Percy

This often tenuous connection between clubs and the institutions from which they supposedly sprang represents a serious flaw in the downwards ‘social diffusionist’ model. As a number of historians have pointed out, new clubs were more often the product of the independent initiative of those who wanted to play than the work of rational recreationists.¹² The church or workplace provided the organizational locus for the formation of clubs but most of the impetus and organization came from the membership or the employees themselves. We therefore need to be more sophisticated in our understanding of the spread of football, recognizing the likelihood that its expansion was driven by a combination of popular and elite initiative. The proliferation of teams focused not on institutions but on the suburb, neighbourhood or even the street, supports the suggestion that much of the momentum for diffusion came not from above but from below. In Birmingham, Liverpool and Sheffield, teams with street or place names were considerably more numerous than workplace or church teams. A study of football teams founded in Stirling between 1876 and 1895 revealed that 37 of the total of 68 were named after a part of the town, with at least five of these – Baker Street Rangers, Cowane Street Thistle, George Street, Shore Street Thistle and Wallace Street Thistle – centred on the street.¹³ Although we should be wary of drawing firm conclusions simply on the basis of team names, there is enough evidence to suggest that the growth of association football throughout Britain was the product not of simply copying or emulating upper and middle-class play but also of a genuine and largely autonomous popular enthusiasm for the game.

The debate over the origins of football outside Britain has also moved beyond a simplistic top-down model. While nobody would deny the fundamental role played by the British, the global diffusion of the game can equally no longer be reduced to the missionary work of travelling Britons. Where older studies emphasise the direct influence of British citizens, more recent interpretations have highlighted the broader symbolic appeal of football as an embodiment of British (often misrepresented as ‘English’) values and culture. In a series of articles, Pierre Lanfranchi has

Young, *A History of British Football*, London 1973 [1st edition, 1968], S. 149; Bill Murray, *The Old Firm. Sectarianism, Sport and Society in Scotland*, Edinburgh 2000 [1st edition, 1984], S. 12.

¹² See Peter Bailey, *Leisure and Class in the Industrial Revolution. Rational Recreation and the Contest for Control, 1830-1885*, London 1987 [1st edition, 1978], S. 147; Hugh Cunningham, *Leisure in the Industrial Revolution*, London 1980, S. 128; Dave Russell, *Football and the English. A Social History of Association Football in England, 1863-1995*, Preston 1997, S. 16; Tranter, *Sport, Economy and Society*, S. 28-29.

¹³ Richard Holt, *Sport and the British. A Modern History*, Oxford 1989, S. 150-151; *Football and the Urban Way of Life in Nineteenth-Century Britain*, in: J. A. Mangan (Hrsg.), *Pleasure, Profit and Proselytism. British Culture and Sport at Home and Abroad, 1700-1914*, London 1988, S. 74.

examined the complex processes through which football was transported to a range of European regions and countries. He argues that Britons on the spot were in fact less important than those members of the continental elite who associated all things British (football included) with innovation and modernity. For these groups, playing football embodied a cosmopolitan and modern way of life to be contrasted with the traditional conventions of the nationalistic gymnastic organizations. Joining a football club was part of a broader mood of anglophilia amongst the continental bourgeoisie, which also included wearing English clothes, giving English names to their sons and adopting terms such as ‘gentleman’ and ‘fair play’. The very first teams to be formed in Bologna, Bari, Naples, Milan, Lyons and Irun in Spain took on English names – such as ‘Sporting Club’, ‘Black Star’, ‘Football Club’ and ‘Racing Club’ – but significantly had no other connections with Britain. Likewise, the English-sounding Grasshoppers of Zurich, Young Boys of Bern and Be Quick of Groningen included few English players. In parts of Europe, at least, football thus emerged as the game of a young urban elite, often highly educated, invariably mobile and attracted by the allure of the modern world.¹⁴

Another important feature of football’s early development in continental Europe was its link with commerce and technology. The dissemination of the sport often traced the same paths as the spread of railways and the electrical and technical industries. Nîmes, for example, benefited from its position as a railway turntable between the Languedoc, Provence, the Rhone Valley and the Mediterranean basin. It grew rapidly from 50,000 to 80,000 inhabitants at the end of the nineteenth century and began to attract new economic opportunities, especially in the wine trade, railway repair business and administrative services. Such conditions fostered the development of new elite groupings, often associated with international trade, travel and modernity. Henry Monnier, the son of a Protestant banker, was educated in the family business at institutions in Switzerland and England, where he also learnt to play football. Back home in France in 1901, one of the first things he did was set up a football club: the Sporting Club de Nîmes.¹⁵ Elsewhere in France, football’s early growth tended to be in small or medium-sized towns rather than large urban centres. Small family firms began to promote clubs in towns such as Lille, Roubaix and Tourcoing in the north, Sedan, Sochaux and Reims in the east and

¹⁴ Pierre Lanfranchi, *Exporting Football. Notes on the Development of Football in Europe*, in: R. Giulianotti/J. Williams (Hrsg.), *Game Without Frontiers. Football, Identity and Modernity*, Aldershot 1994, S. 23-45; Pierre Lanfranchi, with Stephen Wagg, *Cathedrals in Concrete. Football in Southern European Society*, in: S. Wagg (Hrsg.), *Giving the Game Away. Football, Politics and Culture on Five Continents*, London 1995, S. 125-26; Pierre Lanfranchi/Matthew Taylor, *Moving With the Ball. The Migration of Professional Footballers*, Oxford 2001, S. 20.

¹⁵ Lanfranchi, *Exporting Football*, S. 27-29; Lanfranchi/Taylor, *Moving With the Ball*, S. 24.

Saint-Etienne in the south-east. By the time the first professional league was established in 1932, it was clubs in small provincial towns such as Antibes, Cannes, Sète and Sochaux who had developed most. By contrast, large cities such as Bordeaux, Lyon, Nice and Toulouse had little success, or no professional club at all. In Germany, likewise, it tended to be medium-sized cities with technical institutes, such as Darmstadt and Karlsruhe, where football first gained popularity. Only later did big city teams, especially those from the industrialized Ruhr region, begin to make an impact on a national level.¹⁶

Cities and Football Networks

Football thrived on the connections and networks – regional, national and international – established between cities and towns. In England in the last decades of the nineteenth century the game was divided between two distinct networks representing, broadly speaking, the north and the south. Reformed and codified in the south, the association code was popularized as a game for spectators and professional players in the north.¹⁷ The first professional competition of its type, the Football League (founded in 1888) consisted of 12 of the country's most prominent clubs, all representing different towns and cities in the northwest and the Midlands. The clubs were not chosen on the basis of playing success, wealth or gate receipts: rather, the initial selection reflected an existing network of contacts between clubs and club officials which spread from the textile districts of southeast Lancashire to Merseyside, across the Peak District to the East Midlands, the Potteries and on to the Black Country and metropolitan Birmingham. Many of these clubs were 'old friends', having been competing against one another for the best part of a decade. By the turn of the century, the Football League's network had expanded eastwards to embrace clubs from Newcastle, Sunderland, Middlesbrough, others in South Yorkshire and Lincolnshire and even Luton and London's Woolwich Arsenal from the south. It also grew as a competition of big city clubs, quickly discarding those from small towns unable to provide sufficient financial guarantees or attract large crowds. By 1920 it had effectively become the national league of England and Wales by absorbing the weaker network of southern and Welsh clubs represented

¹⁶ Geoff Hare, *Football in France. A Cultural History*, Oxford 2003, S. 38-48; Pierre Lanfranchi /Alfred Wahl, *La professionnalisation du football en France (1920-1939)*, in: *Modern & Contemporary France*, 6: 3 (1998), S. 313-325; Lanfranchi, *Exporting Football*, S. 29-30; Siegfried Gehrman, *Fußball, Vereine, Politik. Zur Sportgeschichte des Reviers 1900-1940*, Essen 1988.

¹⁷ See Tony Mason, *Football, Sport of the North?*, in: J. Hill/J. Williams (Hrsg.) *Sport and Identity in the North of England*, Keele 1996, S. 41-52.

by its rival Southern League.¹⁸

In Central Europe, football developed through a dynamic international network based mainly around the cities of Vienna, Budapest and Prague. Early starters in the development of football as a mass sport, teams representing Austria and Hungary (often drawn effectively from Vienna and Budapest) began competing regularly from 1902. Links were bolstered after the First World War by the Allied exclusion of the defeated central powers from European football, leaving them to compete against one another or neutral countries such as Switzerland and Sweden. Central European football flourished in this context, as national and club sides from Austria, Czechoslovakia and Hungary played one another on a regular basis and began to forge international links further afield. The connection with Bologna, for example, was established as early as 1921, when Rapid Vienna visited Italy and beat the local side 4-1. Two years later, Rapid returned along with Ujpest of Budapest and in 1924 Nemzeti of Budapest and WAC of Vienna played in Bologna. Clubs of the three cities were equally prominent visitors to FC Barcelona, who played host to Sparta Prague and Rapid Vienna during the 1921-22 season, Vienna FC, MTK Budapest and Ferencvaros of Budapest in 1922-23, MTK again, Vasas Budapest, Slavia Prague and Sparta Prague the following season and Austria Vienna, Hungaria Budapest and CS Prague in 1924-25. The vibrancy of this international network even led to the birth in 1927 of the Mitropa Cup, a competition devised for the best Austrian, Czechoslovakian, Hungarian and Yugoslavian clubs (with Italian sides replacing the Yugoslavs from 1929).¹⁹

Regular football matches often helped to reinforce wider commercial or political connections between cities. Stade Helvétique de Marseille, for instance, one of the most successful clubs in the early years of French football, rarely played in Paris but visited Barcelona every year and Geneva almost as often. When Sète FC played host to Barcelona in 1921, meanwhile, the local press highlighted the commercial and fraternal bonds existing between the two ports. The notion of regular fixtures between city clubs was not uncommon. Sheffield United, for example, declined a

¹⁸ Matthew Taylor, *The Leaguers. The Making of Professional Football in England, 1900-1939*, Liverpool 2005, S. 3-17; *Building a National League? The Football League and the North of England, 1888-1939*, in: *International Journal of Regional and Local Studies*, 1: 1 (Spring 2005), S. 11—27.

¹⁹ Pierre Lanfranchi, *Fußball in Europa 1920-1938. Die Entwicklung eines internationalen Netzwerkes*, in: R. Horak/W. Reiter (Hrsg.), *Die Kanten des runden Leders. Beiträge zur europäischen Fußballkultur*, Vienna 1991; Lanfranchi/Taylor, *Moving With the Ball*, S. 193-196; Roman Horak/Wolfgang Maderthaner, *A Culture of Urban Cosmopolitanism. Urdil and Sindelar as Viennese Coffee-House Heroes*, in: R. Holt/J. A. Mangan /P. Lanfranchi (Hrsg.), *European Heroes. Myth, Identity, Sport*, London 1996, S. 150-152; Horak/Maderthaner, *Mehr als ein Spiel. Fußball und populäre Kulturen im Wien der Moderne*, Vienna 1997; Matthias Marschik, *Mitropa. Representations of 'Central Europe' in Football*, in: *International Review of the Sociology of Sport*, 36: 1 (2001), S. 9-11.

suggestion from FC Bruges to inaugurate an annual Easter match between the two sides in 1912 but more successful was the annual Armistice Day clash between London's Arsenal and Racing Club of Paris, which lasted from the 1920s until the 1960s.²⁰ Lanfranchi has argued that such sporting encounters, reflecting "the movement of people and (...) commercial mutations", were initially "more a way of meeting than competing" but pride and prestige seem to have taken over fairly soon.²¹

Social Relations in Football Cities

It is accepted that football in Britain quickly emerged as a working-class game but its social constituency elsewhere was rather more complicated. Studies of the game in the importing countries of Europe and South America show it as a largely middle-class and elite sport well into the twentieth century. In Western and Central Europe, the first 'locals' to pick up football were invariably young players from aristocratic backgrounds, while in South America they were members of the wealthy elites, often educated in the British colleges of Buenos Aires and São Paulo, students or professional men working in the expanding urban transport, gas and electrical industries. Christiane Eisenberg has put the middle-class character of football partly down to the fact that industrialization outside Britain was less advanced and there were, in many cases, relatively few industrial workers. But it was also due to the limited contact between social classes (on and off the sports field) in countries like Germany and Russia and the marginal appeal of football elsewhere among workers who remained loyal to gymnastic clubs or indigenous sports.²²

In this context, tensions between social classes were a common feature of urban football culture. In pre-revolutionary Moscow, the obstacles in the way of worker participation in football were significant. The first sporting clubs were private organizations dominated by middle and upper-class interests, and often by foreign athletes who engaged in a range of athletic pursuits. Membership fees were exorbitant – at the Vega club monthly dues would have swallowed a worker's entire salary – and the possibility of forming an autonomous team was not helped by the requirement to have a formal charter from the Ministry of the Interior. Space was also a problem, given that many of those authorities who controlled access to fields and other playing spaces, such as imperial bureaucrats, the police and employers,

²⁰ Lanfranchi, *Exporting Football*, S. 28, 32; Taylor, *The Leaguers*, S. 221.

²¹ Lanfranchi, *Exporting Football*, S. 32.

²² Christiane Eisenberg, *From England to the World. The Spread of Modern Football, 1863-2000*, in: *Moving Bodies*, 1: 1 (2003), S. 12-13; Tony Mason, *Passion of the People? Football in South America*, London 1995, S. 1-14.

tended to view workers' sport as potentially subversive. In such circumstances, working-class enthusiasm for football manifested itself the formation of unsanctioned 'wild' or 'outlaw' teams. Initially using any space available, such as the courtyards of apartment blocks, over time many of these teams became formalized by pooling the limited resources of their membership and renting facilities.²³ The first recognized workers' club in Moscow, Ragozhskii Sport Club, converted an open meadow into a pitch and an unused barn into a pavilion. Soon, in 1911, a league was established for proletarian clubs with a newspaper, *K sportu*, sponsoring a cup for the championship two years later. In 1912 Ragozhskii achieved a 'historic and symbolic first' by defeating Morozovtsy, a leading light of elite Moscow football. Resentment towards the elite game was considerable and the achievements of clubs like Ragozhskii did nothing to calm the class division that Peter Frykholm regards as "a central theme in the history of soccer in Russia".²⁴

Similar patterns of working-class exclusion from organized football were evident in a number of European cities at least until the 1920s.²⁵ An interesting exception was Vienna, where the game was opened up to worker participation fairly early on, partly through the interest of certain elements of the Social Democratic sports movement. Vienna was also unique, according to Roman Horak and Wolfgang Maderthaner, due to the geographical structure of its football culture. Here clubs were founded and stadiums built not in the centre of the city but on its outskirts, in the suburbs. And Vienna's suburbs were different from those of the average European city in that they merged aspects of urban and rural culture, grafting the mentality of the industrial and urban age onto traditional ways of living and thinking.²⁶ Yet here too, where working-class involvement was widespread, clubs became readily identified with particular elements of the city's social strata. Two examples should prove the point. Although not run by or composed exclusively of workers, Rapid Vienna carried the tag of the quintessential 'working class club' from its beginnings due to the team's characteristically rough style of play. According to a

²³ Peter A. Frykholm, *Soccer and Social Identity in Pre-Revolutionary Russia*, in: *Journal of Sport History*, 24: 2 (Summer 1997), S. 143-54; Robert Edelman, *Serious Fun. A History of Spectator Sports in the USSR*, New York 1993, S. 28-31.

²⁴ Frykholm, *Soccer and Social Identity*, S. 147, 145.

²⁵ See Murray, *The World's Game*, S. 22-31; Christiane Eisenberg, *The Middle Class and Competition. Some Considerations of the Beginnings of Modern Sport in England and Germany*, in: *International Journal of the History of Sport*, 7 (1990), S. 265-282.

²⁶ Horak/Maderthaner, *Culture of Urban Cosmopolitanism*, S. 142-143; Roman Horak, *Austrification as Modernization. Changes in Viennese Football Culture*, in: Giulianotti/Williams (Hrsg.), *Game Without Frontiers*, S. 50-52; Horak, *Metropolitan Culture/ Popular Pleasures. Modernism, Football and Politics in Interwar Vienna*, in S. Gehrman (Hrsg.), *Football and Regional Identity in Europe*, Münster 1997, S. 94-95.

newspaper account from 1927, the Rapid players “have never disappointed their audience since they never give up and fight right to the end”. The team was more or less exclusively home-grown: indeed the “roots of Rapid lie within the population and it never loses contact with its home ground”. By contrast, its rival, Austria Vienna, was described as the team of ‘salary football’, associated with ‘dense coffee-house smog’. Exponents of the type of technical and clever playing style characteristic of what became known as the ‘Viennese’ or ‘Danubian’ school, Austria also became recognized as the favourite of the more educated and sophisticated supporter. One club brochure from 1920 described the team as consisting of intellectuals, students and merchants, all of whom were eager to create “not just a football club but also a society club”. For these reasons, Horak has argued that Austria Vienna was always understood as “the liberal (Jewish) club of the Viennese middle class”.²⁷

Division based on social class and status is also the key theme of Steve Stein’s neglected analysis of the rise of football in early twentieth-century Lima.²⁸ Stein argues that, as in other parts of Latin America, football’s emergence here as a popular sport was directly related to, and intertwined with, the Peruvian capital’s ‘revolutionary’ urban transformation. At the same time as the city rapidly expanded (in terms of both population and space) and its physical appearance changed, the working-class became a more visible feature of the urban landscape than ever before. Football expressed this ‘massification process’ better than any other form of popular culture. Spontaneous matches played on the streets or open spaces existed alongside the more formalized arrangements of neighbourhood or districts teams, which in the first decade of the twentieth century, at least, Stein suggests reflected Lima’s status as less an integrated city than “a series of semi-autonomous neighbourhoods”.²⁹ As the game became increasingly popular during the 1920s, spectatorship provided the working-class with another form of public expression. Indeed Stein argues persuasively that, first as players and then as spectators, the working classes of Lima found through football a new form of ‘living space’ in an otherwise uncertain urban environment. In time, however, football’s autonomous and spontaneous characteristics were undermined by elite attempts to institutionalize and professionalize, in effect to control, the game. Even the most popular of the city’s clubs, Alianza Lima, was eventually forced to succumb to the new order of professionalized football by the 1930s and give up on the game as a form of self-expression.³⁰

²⁷ Horak, *Austrification*, S. 48-50.

²⁸ Steve Stein, *The Case of Soccer in Early Twentieth-Century Lima*, in: J. L. Arbena (Hrsg.), *Sport and Society in Latin America. Diffusion, Dependency, and the Rise of Mass Culture*, New York 1988, S. 63-84.

²⁹ Stein, *Case of Soccer*, S. 64-67.

³⁰ Stein, *Case of Soccer*, S. 67-82. See also Maurice Biriotti Del Burgo, *Don’t Stop the Carnival. Football in*

Football and Civic Identity

The notion of civic culture has been a major preoccupation of social and urban historians. Often associated with the construction of public buildings such as town halls, museums, libraries and concert halls, civic culture was also important in the creation and projection of identities of place. Through the built structures of civic culture, elite groups were able to demonstrate their power and status over the working class and simultaneously define their image of the town or city. But through civic culture, elites could also signal their achievement to rival elites in surrounding towns and beyond. In this way, it was crucial to notions of place identity, place promotion and what has been termed civic boosterism. At the popular level, there is no doubt that sport generally, and football specifically, played a leading role in providing a sense of place and belonging in the urban environment as well as constructing and promoting broader town or city identities.³¹

Perhaps the classic statement of football's significance in the creation of urban, civic and community identities comes from Richard Holt's history of British sport. Holt suggests that the game provided supporters with "a reassuring feeling of being part of something" even when the members of the crowd "were for the great part strangers to one another".³² Support for professional clubs, in particular, was built upon 'a new kind of dual urban identity' that, on the one hand, stressed the intimate links of the neighbourhood and, on the other, emphasized membership of something considerably larger and more complex. In short, the game could generate a 'sense of urban community' through which supporters achieved a form of 'symbolic citizenship'.³³ Jack Williams has helped to flesh out these ideas in his study of sport and town identity. Focusing mainly on Lancashire and the north of England, he has outlined football's ability to reflect and articulate, perhaps even to define civic identity and encourage both pride in one's place of residence and a wider sense of social harmony. This was best displayed of course when teams were successful and especially when victory was achieved on the national stage. Hence

the Societies of Latin America, in: Wagg (Hrsg.), *Giving the Game Away*, S. 52-71.

³¹ Jon Stobart, *Building an Urban Identity. Cultural Space and Civic Boosterism in a 'New' Industrial Town. Burslem, 1761-1911*, in: *Social History*, 29: 4 (November 2004), S. 485-498; Kate Hill, "Thoroughly imbued with the spirit of Ancient Greece". Symbolism and Space in Victorian Civic Culture, in: A. Kidd/D. Nicholls (Hrsg.), *Gender, Civic Culture and Consumerism. Middle Class Identity in Britain, 1800-1940*, Manchester 1999, S. 99-111; Andy Croll, *Civilizing the Urban. Popular Culture and Public Space in Merthyr, c. 1870-1914*, Cardiff 2000; Helen Meller, *European Cities 1890-1930s. History, Culture and the Built Environment*, Chichester 2001.

³² Holt, *Sport and the British*, S. 172.

³³ Holt, *Football and the Urban Way of Life*, S. 79; ders., *Sport and the British*, S. 172.

an estimated crowd of 30-40,000 packed the centre of Blackburn to welcome home the players of the Rovers club in 1890 following their 6-1 FA Cup final defeat of Sheffield Wednesday. By this time celebrations of this kind had become an established and ritualized practice.³⁴ Such loyalties demonstrated through football were easier to assert in small towns with a single professional club than in large cities with many. In Glasgow, Edinburgh, Belfast, Manchester, Liverpool, Sheffield, Nottingham, Bristol and, of course, London, there is at least the possibility that professional football actually worked to divide rather than unite communities. Yet even here, Holt has argued that ‘derby’ matches between city rivals “strengthened rather than weakened civic pride”. Thus the ‘Old Firm’ match between Celtic and Rangers could be interpreted as a spectacle that Glaswegians celebrated as being something particular and unique to the city. Similarly, while there was a fervent division of loyalties in Liverpool between ‘the blues’ and ‘the reds’, this may have ultimately contributed to create an even stronger pride in the city, as evidenced by the triumphant reaction of the local press in 1906 when Liverpool won the Football League championship and Everton took the FA Cup.³⁵

Studies of individual towns and cities have deepened our understanding of the relationship between football and urban culture. A recent analysis of male working-class leisure in Coventry by Brad Beaven has focused on the role played by the local football club in providing a sense of attachment to the city. In Coventry, a city dealing with high levels of immigration, football conveyed “a popular form of citizenship which constructed assumptions about the (...) city’s achievements” and simultaneously “developed ideas about the ‘otherness’ of those from outside the town”.³⁶ Civic dignitaries were certainly aware of the boost that the city gained from possessing a leading football club. When Coventry City was promoted to Division 2 of the Football League in 1936 after a decade playing at the lower levels, the city’s Mayor announced that “apart from anything else, a team holding a high position in the football world is an asset to the city and enhances its representation”. Indeed supporting the club, Beaven concludes, did more to foster civic pride and city loyalty than numerous municipal schemes of social citizenship were able to achieve.³⁷ Andy Croll’s study of the town of Merthyr in south Wales, meanwhile, links football more explicitly with notions of public space. Followers of the local

³⁴ Jack Williams, “One Could Literally Have Walked on the Heads of the People Congregated There”. Sport, the Town and Identity, in: K. Laybourn (Hrsg.), *Social Cohesion, Status and Community, 1860-c.1920*, Stroud 1997, S. 123-138.

³⁵ Russell, *Football and the English*, S. 66-67; Holt, *Football and the Urban Way of Life*, S. 80.

³⁶ Brad Beaven, *Leisure, Citizenship and Working-Class Men in Britain, 1850-1945*, Manchester 2005, S. 79.

³⁷ Beaven, *Leisure, Citizenship and Working-Class Men*, S. 72-80.

football club were not confined to the ground alone: they increasingly began to appropriate the streets of the town. Whether on the way to the match, or ‘greeting’ visiting teams as they arrived at the railway station, Merthyr Town supporters in their red and green colours became a new visible (and audible) presence on the streets and public spaces of the town in the first decade of the twentieth century. These increasing demands upon urban space were paralleled by the discursive space that the game began to take up in the local newspapers. Coverage increased as the game became more popular but, significantly, also because football increasingly came to be viewed by editors as an element in the construction of a united civic identity. In these different ways, Croll argues, football began to occupy an enhanced position in local urban culture that was readily utilized by projectors of ‘civic Merthyr’.³⁸

Helen Meller’s analysis of modernization in Barcelona and Munich between 1890 and 1930s points to the role of the football stadium in the social space of the city and the construction of new civic identities. In southern Europe, particularly, the football stadium had important symbolic meanings. The 20,000 Les Corts stadium built in Barcelona in 1922, for example, was certainly part of a new civic movement but it also, significantly, came to be an arena for the expression of Catalan identity and anti-government separatism.³⁹ In inter-war Italy, the construction of new stadia was bound up in the broader use of football to enhance the reputation of the Fascist regime, the Italian nation and the city.⁴⁰ For Mussolini, large sports stadia were important propaganda tools and ideal venues for the rallying of nationalist sentiment but they also served local ambitions that were not always complementary. Bologna’s Littoriale stadium, for example, was envisaged by its main promoter Leandro Arpinati as a national arena that would not only be home to one of Italy’s leading clubs but also host international fixtures. Built in a neo-classical style ‘worthy of ancient Rome’ with a capacity to hold 50,000 spectators, the Littoriale was officially opened in 1926 by Mussolini himself and became one of “the jewel’s in the regime’s publicity campaign” when Italy hosted the World Cup in 1934.⁴¹ Yet local pride also flowed from the success of the team, as Bologna FC won a series of national and international championships during the 1920s and 1930s and, in so doing, helped to regain its position as one of Italy’s most important cities. In Florence, by contrast, the local Fascist authorities were instrumental in creating a new merged club, AC Fiorentina, as the ‘hub’ around which a new city identity

³⁸ Croll, *Civilizing the Urban*, S. 136-175.

³⁹ Meller, *European Cities*, S. 70-72; Gabriel Colomé, *Football and National Identity in Catalonia*. FC Barcelona and RCD Español, in: Gehrman, *Football and Regional Identity*, S. 117.

⁴⁰ Simon Martin, *Football and Fascism. The National Game under Mussolini*, Oxford 2004.

⁴¹ Martin, *Football and Fascism*, S. 126, 134; Lanfranchi, with Wagg, *Cathedrals in Concrete*, S. 127-128.

could be constructed. The distinctive identity of club and city was most powerfully articulated through the construction of the avant-garde Giovanni Berta stadium. As in Bologna, the stadium was a source of national pride and Fascist prestige, but it arguably carried more significant local meanings. As Francesco Varrasi has commented: "From the moment of its construction the 'G. Berta' became a symbol of Florence and of Fiorentina".⁴²

Further understanding of the connections between the football stadium and urban identity might derive from developing ideas taken from cultural geography. John Bale's application of Yi Fu Tuan's notions of 'topophilia' and 'topophobia' to sports stadia is one such example. Put simply, Bale argues that for some, the stadium provides a 'sense of place' and becomes a 'landscape of pleasure' while for others it constitutes a 'landscape of fear'.⁴³ The detailed ideas developed by Bale and applied by others to the contemporary game have yet to be utilized extensively by historians of football but there is plenty of evidence that the attachment to the stadium as a 'sacred place' or as a second 'home' is no recent development.⁴⁴ Thus football's quasi-religious dimension has been widely acknowledged across a number of cultures. Eric Hobsbawm called the game a 'lay religion', while studies of Italian football have referred to the nation's stadiums as 'Concrete Cathedrals'.⁴⁵ A historian of Welsh football, meanwhile, has highlighted the deep attachment the most committed supporters developed towards the ground itself, even the particular area of the ground where they stood each week and the people they stood with.⁴⁶ Most suggestive of all in this respect is Christian Bromberger's anthropological study of the supporters of French and Italian clubs.⁴⁷ Drawing on an analysis conducted during the mid-1980s, and classifying supporters by age, ethnicity, social class, cultural interests and residence, Bromberger found connections between

⁴² Francesco Varrasi, *Economica, Politica e Sport in Italia (1925-1935)*, Firenze 1999, S. 242; Martin, *Football and Fascism*, S. 141-171.

⁴³ John Bale, *Playing at Home. British Football and a Sense of Place*, in: J. Williams/S. Wagg (Hrsg.), *British Football and Social Change. Getting into Europe*, Leicester 1991, S. 130-144; Bale, *Landscapes of Modern Sport*, S. 120-122.

⁴⁴ Ironically, historians know much more about football and 'topophobia', through numerous studies of hooliganism and stadium disasters.

⁴⁵ Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983; Lanfranchi, with Wagg, *Cathedrals in Concrete*; Rocco De Biasi/Pierre Lanfranchi, *The Importance of Difference. Football Identities in Italy*, in: G. Armstrong/R. Giulianotti (Hrsg.), *Entering the Field. New Perspectives on World Football*, Oxford 1997, S. 87-104.

⁴⁶ Martin Johnes, *Soccer and Society. South Wales, 1900-1939*, Cardiff 2002, S. 126-27.

⁴⁷ Christian Bromberger, "Allez l'OM, Forza Juve". *The Passion for Football in Marseille and Turin*, in: S. Redhead (Hrsg.), *The Passion and the Fashion. Football Fandom in the New Europe*, Aldershot 1993, S. 103-151; Bromberger, *Le Match de Football*, Paris 1995.

the location of fans in the stadium and their 'place' within the city itself. Indeed, at Olympique Marseille's Stade Vélodrome "the distribution of the public in the stadium reflects, roughly, the social geography of the city".⁴⁸ Thus while the younger and more vociferous supporters from the working class district to the north of the city occupied the north end of the stadium, the older and wealthier supporters, residing in the central district of the city and the suburbs, favoured the south end. Historians would of course find it impossible to piece together the type of data available to Bromberger but the connections he draws between the stadium, space, social class and city identity are surely worth investigating.

It has only been possible here to pinpoint some aspects of the urban context in which football emerged and took shape. Key themes such as the relationship between the 'club' and the city, the issue of public and private space and the role of local authorities, and the place of football in city infrastructures and planning schemes have barely been touched upon. Similarly, while we have focused on class and civic identities, the relationship between these and allegiances based on ethnicity, religion, politics and gender has had to be set aside. Other crucial themes, underpinning many of the cases mentioned but not outlined explicitly, are the competition, opposition and rivalry between cities and the significance of football for immigrants and immigrant communities, e.g. the complex patterns of assimilation, integration or else segregation and division that followed and were subsequently manifested in how the game was played, organized and developed. The inclusion of examples and case studies from North America and Australasia, for instance, would doubtless provide interesting comparisons here. Yet what this article has hopefully shown is the value of looking at the rise of football and football culture through the lens of the city rather than the conventional categories of 'club' and 'nation'. It is conceivable that future forays into the subject can take this a step further by demonstrating the interesting perspectives that emerge if we consider the history of the modern city through its football.

**Dr. Matthew Taylor, Lecturer, University of Portsmouth,
School of Social, Historical and Literary Studies,
matthew.taylor@port.ac.uk**

⁴⁸ Bromberger, *Allez l'OM*, S. 107.

Die Kathedralen der Moderne Über die außersportliche Nutzung von Stadien

Wer heute das Wort Stadion¹ hört, denkt an Sport. Das legt schon die Herkunft des Namens nahe, denn ‚stadion‘ bezeichnete zum einen die griechische Sportanlage und zum anderen das Längenmaß, das einem Kurzstreckenlauf durch jenes Stadion (600 Fuß) entsprach. Noch mehr verweist die heutige Wortverwendung auf den Sport: In den Sinn kommen Großereignisse wie Olympische Spiele, bedeutende Fußballmatches oder internationale Sportmeetings, Bilder, die den Sport mit einer großen Menschenmenge kombinieren, die dem Sportereignis begeistert folgt. Dazu gehören auch Katastrophen, die aus dem Konnex von Sport und Masse entstanden, von eingestürzten Tribünen bis zur Schlägerei rivalisierender Fans, wie sie etwa 1985 im Brüsseler Heysel-Stadion 41 Menschen das Leben kostete.

Ein genauerer Blick auf Stadien und ihre Geschichte zeigt jedoch, dass der bloße Bezug zum Sport verkürzend ist. Stadien bilden seit gut 100 Jahren unverzichtbare Bestandteile urbaner Stadtbilder. Seitdem der Sport, ein Kind der Moderne, zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Massenphänomen geworden war, wurden die Plätze und Wiesen der vormodernen Sport-Spektakel sukzessive ausgebaut, zuerst mit Bretterzäunen umgeben, dann mit hölzernen Tribünen versehen und schließlich in immer größere Betonovale verwandelt.² Damit wurden sowohl das Innen und das Außen wie auch die Sektoren innerhalb des Stadions immer stärker segregiert. Andererseits wurden die Plätze perfekt nach den Prinzipien des Panoptikums und optimaler Übersicht gestaltet. Und drittens wurde Le Corbusiers Prinzip des Getreidesilos umgesetzt, um die Befüllung und Entleerung möglichst rasch durchführen zu können.³

Riesige Ausmaße, beste Übersicht, scharfe Trennung vom Außenraum wie auch strenge innere Segmentierung und optimale Füllung und Leerung: Das waren in

¹ Dieser Beitrag versteht sich als Synopse ausgewählter Aspekte aus dem Buch Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler & Michael Zinganel (Hrsg.), *Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*, Wien 2005.

² John Bale, *Sport, Space and the City*, London 1993, S. 12.

³ Camiel van Winkel, *Tanz, Disziplin, Dichte und Tod. Die Masse im Stadion*, in: Marschik et al., *Stadion*, S. 229-257, hier S. 249f.

ihrer Kombination singuläre Elemente des Stadions, an denen politische und ökonomische Kräfte ebenso wenig vorbeigehen konnten wie etwa die Exekutive oder ihre Gegenspieler, z.B. terroristische Vereinigungen, die alle versuchten, das Stadion für ihre jeweiligen Interessen zu nutzen. Gerade Politik und Ökonomie bemühten sich, Sportstadien nicht nur zu verwenden, sondern nach eigenen Prinzipien zu gestalten, indem Kommunalverwaltungen oder Industriebetriebe schon in den 1920er Jahren selbst zu Bauherren wurden, um den lebendigen Teil des Stadions, die Masse, überwachen zu können. Denn das Stadion verhiess die bestmögliche Voraussetzung, um mit dieser Masse nach eigenem Gutdünken zu jonglieren. So konnte sie wahlweise ins Stadion ein- oder eben gerade ausgeschlossen werden, zur Bewegung aktiviert oder ruhig gehalten und auf die Tribünen verbannt oder aufs Spielfeld gebracht werden, wie etwa bei den turnerischen Massenvorfürungen politischer Vorfeldorganisationen. Nicht zufällig sprach der Architekt des Wiener Stadions, Otto Ernst Schweizer, lieber vom „Großversammlungsraum“.⁴

Wo also findet sich – und zwar an welchem unmittelbar topographischen wie mittelbar kulturellen Ort – das Stadion? Wir finden Stadien als städtische Repräsentationsbauten, deren Flutlichtmasten ab den 1950er Jahren wie die Türme von Kathedralen in den Himmel ragen,⁵ um vom Ruhm der ‚Religion Fußball‘ ebenso zu zeugen wie von urbaner Modernität. Wir finden sie als Orte nationaler Manifestationen und Auseinandersetzungen, und das nicht nur in diktatorischen Regimes (man denke an das Foro Mussolini in Rom oder das Reichssportfeld in Berlin), sondern gerade auch als – vorgeblich unpolitische – Signale demokratischer oder sozialistischer Hegemonie. Und wir finden sie als Orte ökonomischen Erfolges; die permanenten Ausbaustufen vieler Stadien seit den 1920er Jahren stehen dabei für den Versuch, die Einkünfte aus Zuschauereinnahmen zu maximieren; die Rückbauten in reine Sitzplatzstadien dagegen verweisen auf geänderte Rahmenbedingungen eines medialisierten und ökonomisierten Sportes, der seine Gewinne nun primär über TV-Einnahmen und Werbung erzielt und dazu eines in mehrfacher Hinsicht gesäuberten Stadions bedarf. Wir finden Stadien nicht zuletzt als popularkulturelle Orte, in und vor denen sich ‚Massen‘, Männlichkeiten und lokale Mentalitäten in je spezifischer Weise artikulieren. Das Stadion verwandelt sich dabei in einen ‚exterritorialen‘ Raum, der zugleich von strengen Regeln und Ordnungen – auf dem Spielfeld wie auch den Zuschauerrängen – ebenso geprägt ist, wie er ein potentielles Terrain der Durchbrechung von Normen darstellt.

⁴ Jan Tabor, Stadien als Grenzen und Überwachungsräume, in: Marschik et al., Stadion, S. 49-88, hier S. 83.

⁵ Bale, Sport Space City, S. 3.



Abb. 1: Das Müngersdorfer Stadion wurde auf Betreiben von Konrad Adenauer errichtet und 1923 eröffnet. Mit 80.000 Zuschauer war es das größte deutsche Stadion, umgeben von einer Radrennbahn, einem Freibad, einem Reitstadion, mehreren Fußballplätzen und einem Trainingsgelände für Leichtathleten.

Eine Durchbrechung der Norm stellen möglicherweise auch die – vordergründig – ‚inadäquaten‘ Nutzungen von Stadien dar, die meist für eine sportliche Verwendung konzipiert und gebaut wurden, auch wenn oft die Abhaltung anderweitiger Veranstaltungen bereits mit berücksichtigt war. Doch die spezifische Architektur der abgeschlossenen, für die Disziplinierung des Blickes von ‚Massen‘ entworfenen und nach Klassen- und Geschlechtermustern segregierten Stadien erwies bald ihre Tauglichkeit für unterschiedliche Anlässe. Von Dollfuß’ Trabrennpplatzrede bis zu Hitlers und Goebbels’ Sportpalastreden wurden Stadien und Sportarenen für politische Manifestationen genutzt. Ebenso dienten sie als Kasernen und als Lager, als Gefängnisse und Orte religiöser Versammlungen. Sie ließen sich für Opernaufführungen, Zirkusvorführungen und Rock-Konzerte ebenso verwenden wie als Campingplätze oder – in den Kriegsjahren – als Gemüsegärten.

Die mächtigen Ovale der Sportstadien sind nachhaltige architektonische Marker der Moderne. So verwundert es nicht, dass diese Bauwerke und ihre Nutzung zu Beginn des 21. Jahrhunderts einer massiven Erosion ausgesetzt sind. Architektonische Beliebigkeit, Multifunktionsbauten oder auch temporäre, nur für konkrete ‚Events‘ erbaute Stadien bestimmen dessen post- bzw. spätmodernes Erscheinungsbild. Die festgefügtten Sportarenen aus Stahl und Beton werden im Hinblick auf die ökonomischen Aspekte des modernen Sportbetriebs zum Teil entbehrlich. In Relation zu den Einnahmen durch TV-Rechte oder Merchandising sind die Gewinne aus dem Ticketverkauf zweitrangig. Sportstadien werden zu Erweiterungen des multifunktionalen Fernsehstudios, die Fanmassen zum Teil des telegenen Gesamtarrangements. Zum anderen werden aber für Hunderte von Millionen immer neue riesige Arenen errichtet oder erweitert, die auf die Bedeutung eines sportlichen Großereignisses wie die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland ebenso hinweisen können, wie sie etwa den Nukleus eines zu revitalisierenden Stadtviertels abgeben sollen.⁶

Wo also ist das Stadion, als architektonisches Monument wie als kultureller Ort, als unmittelbare Substanz wie als Symbol und Zeichen – und so manches Stadion auch bereits als Mythos – in diesem Spannungsfeld von ‚unpolitischem‘ Sport und wenig sportinteressierter Politik, von popular- und massenkultureller Faszination und ökonomischem Interesse, als Ort der stellvertretenden gewaltfreien Austragung lokaler und nationaler Konflikte und unmittelbarer körperlicher Brutalität zu verorten? Diese Frage erhält umso mehr Relevanz, als zwei bislang festgefügte Elemente des Stadions, nämlich seine Urbanität und seine festgefügte Masse aus Stahl und Beton, zumindest ins Wanken geraten. Denn zum einen werden Stadien für nur wenige Stunden errichtet und gleich wieder abgebaut, wenn etwa der Stephansplatz im Herzen Wiens für einen Abend zur Langlaufloipe und ein andermal zum Slalomhang umgebaut wird und von den Tribünen für Tausende von Schauspielern schon zwei Tage später nichts mehr übrig ist.⁷ Zum anderen aber werden immer mehr Stadien, vom Pontiac Silverdome bis zum National Stadium im Ta Qali auf Malta und von der Allianz-Arena in München-Fröttmaning bis zum Rades-Stadion von Tunis, an die Stadtränder oder überhaupt gleich ins Niemandsland vor den Städten verlagert. Doch die beschwerliche Anreise zum Sportereignis zeichnete

⁶ So wurde das Coors Field in Denver (Colorado) mitten in das heruntergekommene Fabriks- und Bahnhofsviertel der ‚Lower Downtown‘ platziert und konnte maßgeblich zu dessen Wiederbelebung beitragen. Schon in den beiden Jahren nach der Eröffnung des Stadions 1996 wurde die Zahl der Haushalte verdreifacht, etwa 100 Restaurants, Boutiquen und Galerien wurden eröffnet: Costas Spirou, Die Expansion von Stadien als kulturelle Strategie der Stadtplanung und Stadterneuerung in den USA, in: Marschik et al., Stadion, S. 413-445, hier S. 436.

⁷ Matthias Marschik, ‚Heimspiel‘. Sport, Politik und Ökonomie im urbanen Raum, in: SportZeiten, 2004, S. 9-32, hier S. 15.

auch den antiken Sport aus: Schon im 4. Jahrhundert vor Christus soll das Stadion von Olympia 40.000 Plätze umfasst haben, und Sportler wie Publikum strömten aus allen griechischen Provinzen zusammen.

Stadion als Bühne der Politik

In der Antike, in Griechenland und noch mehr in römischer Zeit, waren Sport und Politik eng verwoben und trafen einander in den großen Stadien und Arenen. Das beschränkte sich keineswegs auf das Faktum, dass unter den Aktiven wie im Publikum zahlreiche Politiker anzutreffen waren und etliche Sportler später Politikerkarrieren einschlugen. Vielmehr galten Sportarenen als politische Geltungsbauten, die den Ruhm einer Stadt oder eines Herrschers zuerst mehren und dann verkünden sollten. So waren dann auch politisch motivierte Boykotts nicht selten, wenn Städte an Sportveranstaltungen anderer Städte nicht teilnahmen. Darüber hinaus gab es immer wieder direkte oder indirekte Beeinflussungen von Wettkämpfen, um genehme sportliche Entscheidungen herbeizuführen. Und vor allem sind zahlreiche Berichte über Politiker erhalten, die sich während der Wettkämpfe politisch profilieren wollten oder Spiele als Orte ansahen, um große politische Entscheidungen zu verkünden.⁸

Nach Ansicht von Werner Petermandl waren damit, trotz aller gravierenden Differenzen, schon in der Antike manche Zusammenhänge zwischen Stadion, Sport und Politik festgeschrieben,⁹ die auch im Zeitalter der Moderne ihre Gültigkeit behielten, sobald die, nunmehr durchwegs urbanen, Stadien wiederum ‚Massen‘ beherbergten. Die Entwicklung des Sportes in England in den 1860er Jahren und seine rasche Ausbreitung zunächst über Großbritannien und dann – in fast konzentrischen Wellen¹⁰ – über Kontinentaleuropa schließlich nach Amerika, löste überall dort, wo der Sport seine bürgerlichen Wurzeln überstieg und auch die über vermehrte Freizeit und zumindest bescheidene finanzielle Mittel verfügende Arbeiterschaft erreichte, eine enorme Faszination aus. Eine nahe liegende und notwendige Konsequenz bestand im Bau immer größerer Stadien, die oft für bis zu 80.000 Zuschauer Platz boten, manche sogar für noch größere Zuschauermassen, wie das Wembley-Stadion in London, bei dessen Eröffnung neben den zuge-

⁸ Bettina Kratzmüller, „quae beneficia e medio stadio Isthmiorum die sua ipse voce pronuntiavit“ – Sport und Politik in der Antike, in: Marschik et al., Stadion, S. 91-126; speziell zu den Olympischen Spielen: Ulrich Sinn, Olympia. Kult, Sport und Fest in der Antike, München 2004.

⁹ Werner Petermandl, Geht ihr aber ins Stadion ... Ein althistorischer Blick auf das Sportpublikum wie es war, wie es ist und wie es immer sein wird, in: Marschik et al., Stadion, S. 127-152.

¹⁰ John Bale, Sports Geography, London 2003, S. 48.

lassenen 126.000 Menschen noch weitere etwa 70.000 sich illegal Eintritt verschafften.

In den vorerst meist von privater Hand gebauten Sportstätten herrschte bald nicht mehr der Geist bürgerlicher Fairness, und zwar weder auf dem Rasen, noch auf den Tribünen. Dass Sportereignisse schon vor 1914 zur stellvertretenden Ausdrucksform lokaler, regionaler und nationaler Konflikte und Ressentiments geworden waren, führte zu einer ersten Politisierung des Sportes, ging es doch nicht mehr nur um den sportlichen Sieg, sondern um kulturelle Hegemonie zwischen Stadtbezirken, in den Auseinandersetzungen zwischen City und Provinz oder sogar zwischen Nationen. In der Zwischenkriegszeit wuchs diese Funktion des Sportes beträchtlich an. Der Sport wurde nun zum Maßstab nationalen Erfolges und die Zuschauerinnen und Zuschauer konnten im Stadion nationale oder auch lokale Emotionen ausleben, wie das außerhalb der Sportstätten unmöglich war. Länderkämpfe, aber auch Spiele von Vereinstteams dienten als Anlass heftiger verbaler und auch tätlicher Konfrontationen: Ein gutes Beispiel waren Matches im Fußball-Mitropacup¹¹ der 1920er Jahre, bei denen nicht selten die diplomatischen Vertretungen der beteiligten Länder die Wogen glätten mussten.¹²

Die Reaktion bestand nicht zuletzt in der Forcierung einer politischen Architektur des Stadionbaues. Bürgerliche wie sozialdemokratische Stadtverwaltungen ließen oft gewaltige Stadionanlagen bauen, um darin ihren sport- und gesellschaftspolitischen Vorstellungen einen konkreten Rahmen zu geben und Ausdruck zu verschaffen. Exempel bilden etwa das 1926 begonnene Masaryk-Stadion in Prag, das für die nationaltschechischen Sokol-Turner errichtet wurde, oder das Wiener Praterstadion (Baubeginn 1928), das vom sozialdemokratischen ‚Roten Wien‘ als Heimstatt des Arbeitersportes geplant war. Beide Bauten sollten nicht einfach Stadien sein, sondern architektonisch wie funktional die jeweilige Ideologie des Erbauers repräsentieren.

¹¹ Matthias Marschik/Doris Sottopietra, Erbfeinde und ‚Haßlieben‘. Konzept und Realität der Bewahrung Mitteleuropas im Sport, Münster 2000.

¹² Diego Cante, Propaganda und Fußball. Sport und Politik in den Begegnungen zwischen den italienischen ‚Azzuri‘ und den ‚Weißen‘ aus Wien in der Zwischenkriegszeit, in: Zeitgeschichte, 1999, S. 184-202.

Aber noch mehr waren es kommunistische wie faschistische Nationen, die sich in zentralen Stadionanlagen Monumente zum Vorweis ihrer Bedeutung errichten: Sowohl die Moskauer Stadion-Bauten der 1920er Jahre, als auch das 1932 eingeweihte Foro Mussolini (später Foro Italico) in Rom oder das schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten begonnene, später nach Hitlers Plänen umgestaltete Olympiastadion in Berlin entsprachen deutlicher dem Typ des Sportparks mit unterschiedlichen Sportanlagen und Nutzungsmöglichkeiten.¹³ Gemeinsam war diesen Stadien, dass sie den Massen in zweifacher Hinsicht offen stehen sollten: als Zuschauerinnen und Zuschauer auf den Tribünen wie als Akteure auf dem Rasen. Darüber hinaus waren diese Stadien auch in besonderer Weise für außersportliche Verwendungen gedacht.



Abb. 2: Mussolini als Bauherr des Foro Mussolini in Rom Anfang der 1930er Jahre, heute Foro Italico, wo sich u.a. das Olympiastadion befindet.

Das begann schon dort, wo der Sport und seine Verbände von Parteien und Ideologien genutzt wurden – und dies galt in den 1930er Jahren für alle politischen Richtungen mit Ausnahme der christlich-bürgerlichen Fraktionen, die nach außen hin an einer ‚unpolitischen‘ Ausrichtung des Sportes festhielten. Dagegen versuchten alle anderen Ideologien, den Sport in mehrfacher Weise zu nutzen, zum einen als Vorfelddorganisation, in der die Jugend und alle bezüglich Partei- oder Gewerkschaftsarbeit noch unentschlossenen Personen gesammelt werden sollten, zum anderen zur Ertüchtigung der Parteimitglieder, und zum dritten zu deren Wehrhaftmachung. Dazu wurden fast überall (nicht nur) in Europa umfangreiche Pläne zum Bau von Sportstätten entworfen und vielfach auch umgesetzt, von der Anlage kleiner Dorfsportplätze bis hin eben zur Errichtung von Stadionanlagen, in denen sich die Parteien und ihre Anhängerinnen und Anhänger selbst feierten, aber auch den anderen ihre Stärke präsentierten. Seien es die Arbeiter-Olympiaden wie jene in Wien, für die das Praterstadion erbaut wurde,¹⁴ die Spartakiaden oder die ‚Volksolympiade‘ von Barcelona,¹⁵ die als Gegenveranstaltung zu den Olympischen

¹³ Tabor, S. 68f.

¹⁴ Reinhard Krammer, Der ASKÖ und die Wiener Arbeiter-Olympiade 1931, in Hans Joachim Teichler/Gerhard Hauk (Hrsg.), Illustrierte Geschichte des Arbeitersports, Berlin/Bonn 1987, S. 207-221.

¹⁵ André Gounot, Die Rote Sportinternationale 1921-1937. Kommunistische Massenpolitik im europäischen Arbeitersport, Münster/Hamburg/London 2002, S. 218-224.

Spielen 1936 in Berlin geplant wurde, oder auch die NS-Kampfspiele oder SA- und HJ-Reichswettkämpfe:¹⁶ Sie alle bedurften zur intendierten nationalen wie internationalen Machtdemonstration mächtiger zentraler Stadionbauten, in denen sich schon architektonisch die jeweilige Ideologie finden sollte.



Abb. 3: Von Adolf Hitler eigenhändig neu konzipiert: Das Olympiastadion in Berlin inmitten des Reichsportfeldes, Ansichtskarte von 1936.

Der Massencharakter des Sportes und die Kapazitäten der dafür errichteten Stadien führten dazu, dass sich diese Bauwerke als Bühnen unmittelbarer Politikpräsentation anboten. So begann die Politik, bedeutende Sportereignisse als Orte der Selbstpräsentation zu nutzen. Im Sinne einer Umwegrentabilität versuchten Politiker, durch die Bekundung von Sympathien für den Sport an dessen Popularität und Authentizität zu partizipieren.¹⁷ Es gab kaum bedeutende Sportereignisse, bei denen

¹⁶ Hartmut E. Lissinna, *Nationale Sportfeste im nationalsozialistischen Deutschland*, Mannheim 1997.

¹⁷ Georg Spitaler, *Authentischer Sport – inszenierte Politik? Zum Verhältnis von Mediensport, Symbo-*

nicht Politiker die Mannschaften oder Athletinnen und Athleten begrüßten oder auf der Ehrentribüne Platz nahmen. Zugleich aber begann die Politik, die enormen Ausmaße moderner Stadien zu nutzen: Für wichtige – oder für bedeutend gehaltene – politische Verlautbarungen gaben immer häufiger Sportstätten den Rahmen ab. So verkündete der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß im September 1933 die autoritäre ständische Verfassung von einem Rednerpult im Wiener Trabrennstadion und Joseph Goebbels rief im Februar 1943 den ‚totalen Krieg‘ im Berliner Sportpalast aus.

Die engen Konnotationen von Stadion und Politik sind im Grunde bis heute erhalten geblieben. Was seit dem Ende des ‚Ostblocks‘ verschwunden ist, sind die direkten politischen Nutzungen des Sportes, der nun fast unwidersprochen als ‚unpolitisches‘ und damit authentisches Terrain akzeptiert ist,¹⁸ sich dafür aber indirekten Einflussnahmen umso mehr öffnet. Politiker eröffnen Sportfeste, sie bevölkern Ehrentribünen, sie betreiben selbst (und öffentlichkeitswirksam) Sport, und das betrifft keineswegs nur die wachsende Zahl politischer Quereinsteiger, die sich zuvor im Sport einen Namen gemacht hatten. Die großen urbanen Stadien bilden noch immer die Zentren dieser Verwobenheit von Sport und Politik, weil sie nicht nur durch die dort ausgetragenen Wettkämpfe und errungenen Siege, sondern auch als Gebäude selbst oft schon lokale oder nationale politische Mythen geworden sind. Das trifft auf traditionsreiche Arenen wie das Wembley-Stadion oder das ‚Nou Camp‘ in Barcelona, die als Symbole englischer Hegemonie oder katalanischer Unabhängigkeit gelten, ebenso zu wie auf kleinere Stadien, etwa das Zagreber Maksimir-Stadion, wo nicht nur Fußballspiele stattfinden, sondern auch „um die Herrschaft auf dem Balkan“ gekämpft wird.¹⁹

Stadien als ökonomische Orte

Schon die frühesten Bilder von Sportstadien vor dem Ersten Weltkrieg zeigen keineswegs ‚nackte‘ Architektur. Die Eingangsbereiche waren mit Werbetafeln zugestrichelt, und auch der Blick in die Innenräume demonstrierte, wie früh Industrieunternehmen und Gewerbetreibende den Werbewert des Sportes erkannt hatten. Auf Banden, auf Tafeln hinter den Toren und selbst in den Giebelkonstruktionen der Holztribünen wurden verschiedenste Produkte beworben. Die enge Verbindung

lischer Politik und Populismus in Österreich, Frankfurt/M. 2005.

¹⁸ Matthias Marschik, „Kehren wir endlich zurück zum Sportlichen!“. Überlegungen zur Neutralität des Sportes, in: SWS-Rundschau, 2004, S. 111-131.

¹⁹ Uwe Mauch, „Vukovar!“ – „Vukovar!“. Das Zagreber Maksimir-Stadion: Austragungsort für internationale Fußballspiele, Schauplatz für politische Inszenierungen, in: Marschik et al., Stadion, S. 282-296, hier S. 290.

von Sport und Ökonomie blieb auch nach 1918 erhalten. Wirtschaftsunternehmen sponserten Sport und Sportereignisse, wie sie auf der anderen Seite mit dem Sport Werbung betrieben. Doch aus den Stadien selbst wurde die Ökonomie in den 1930er Jahren desto mehr ausgeschlossen, je intensiver sich die Politik im Sport manifestierte. Weder bei den Spartakiaden, noch bei den großen Veranstaltungen des Arbeitersports verunzierte ein Werbetransparent die politische Gesamtinszenierung. Und auch die Olympischen Spielen 1936 in Berlin waren zwar häufig Werbesujet,²⁰ ohne dass dies jedoch im Stadion – oder in den Olympia-Filmen – augenfällig geworden wäre.

Ab 1945 war – mit Verzögerung auch im Realen Sozialismus – eine zunehmende Ökonomisierung des Sportes zu konstatieren, die sich in den Stadien niederschlug. Einem ersten Höhepunkt zu Beginn der 1960er Jahre, als mit Sportwerbung nun auch die Gruppe der TV-Konsumentinnen und Konsumenten erreicht werden konnte, folgte ein zweiter in den 1970er Jahren, als sich die Professionalisierung in vielen Sportarten in einem erhöhten Finanzbedarf und daher in einer Öffnung gegenüber der Werbewirtschaft manifestierte. Der Blick in Sportstadien wird nunmehr dominiert von überbordender Werbung auf Banden und Reitern, auf Videowänden und nicht zuletzt auf den Trikots der Aktiven selbst. Sogar die Namen von Stadien, von der Allianz-Arena bis zum Playmobil-Stadion (Fulda) und vom Finnair-Stadion (Helsinki) bis zur Skoda-Arena im griechischen Xanthi, wurden an Sponsoren vermietet.

So wie die Politisierung des Sportes durch nationale Baustile die Stadien selbst nicht unbeeinflusst ließ, veränderte nun die Ökonomisierung nicht nur den Sport, sondern auch seine Orte. Egal ob national, kommunal oder privat geführt, müssen Betriebsgesellschaften ihre Stadien nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten betreiben.²¹ Diese Notwendigkeit führte zu einem multifunktionalen Ausbau der Stadien, indem zum einen vermehrt auf Rahmennutzungen geachtet werden musste, so dass in die Stadionhüllen Hotels und Geschäfte, Einkaufszentren und sogar Altersheime integriert wurden, und zum anderen die Innenflächen außer für Sport auch noch für andere Großveranstaltungen wie Rockkonzerte oder politische und religiöse Massenversammlungen geöffnet wurden. Zugleich werden Stadien vermehrt in städtebauliche Gesamtkonzepte integriert und sollen als touristische Anreize oder als Zentren zur Revitalisierung von Stadtvierteln genutzt werden.²²

²⁰ Hans Dieter Schäfer, *Das gesplante Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*, München 1987, S. 118.

²¹ Mike Leeds, *Sieger und Verlierer im Spiel der Stadien. Die ökonomische Bedeutung von Sportstätten in den USA*, in: Marschik et al., *Stadion*, S. 395-412.

²² Spirou, S. 435.

Die wirtschaftliche Beeinflussung von Stadien reicht aber auch in den Innenraum. Ökonomisierung und Medialisierung verändern die Baupläne von Stadionanlagen, weil der Blick der TV-Kamera bedeutsamer wird als jener von den Zuschauerrängen und daher die perfekte Sicht über das Spielfeld primär an der Perspektive der Fernsehrezipientinnen und -rezipienten und nur mehr sekundär an den Stadionbesucherinnen und -besuchern gemessen wird. Die Kameras sollen aber wieder nicht so sehr das Sportereignis, sondern vielmehr die Werbeaufschriften perfekt ins Bild setzen, sodass die Werbung zum entscheidenden Architekturelement wird. Die bunte Masse begeisterter Zuschauer wird dabei insofern bedeutsam, als sie das positive Image für die beworbenen Produkte abgibt. Jene Besucherinnen und Besucher, die noch maßgeblich zu den Einnahmen aus dem Kartenverkauf beitragen, tauchen auf den Bildschirmen gar nicht auf, weil sie hinter den verspiegelten Glaswänden der VIP-Lounges unsichtbar werden.

Das führt letztlich zum – imaginären wie realen – ‚Verschwinden‘ des Stadions selbst: Zum einen wird dabei der Perspektivenwechsel des Medienblickes weitergeführt. Denn es geht nicht mehr nur um den – bezüglich des Bildausschnittes – beschränkenden und zugleich – durch Zeitlupen, Wiederholungen und Werbeeinblendungen – erweiternden Sehraum des Fernsehens, sondern um Elemente, die im Stadion selbst gar nicht zu sehen sind, wenn etwa die Werbereiter oder auch das Spielfeld selbst per Computereinblendung mit werblichen Botschaften versehen werden. Zum anderen aber verschwinden die permanenten urbanen Stadien ganz real, wenn sie aufgrund hoher Bau- und Erhaltungskosten durch ephemere Eventstadien ersetzt werden, die wenige Tage vor einer Veranstaltung auf- und danach gleich wieder abgebaut werden,²³ wie das beim Wintersport längst üblich ist, und zwar nicht nur bei Olympischen Spielen oder dem Kitzbühel-Wochenende, sondern auch wenn in Großstädten Skivorfürungen wie etwa Hubert Neupers Mini-Skisprungschanze gastieren.²⁴ Erhalten bleiben Stadien nur dort, wo sie für den Eventcharakter eines Ereignisses notwendig sind, wie etwa bei Olympischen Spielen oder Fußball-Weltmeisterschaften, oder dort, wo die Schaffung eines permanenten Events versucht wird, etwa bei den Heimstätten von Fußballklubs. Nur dort wird dann auch die Infrastruktur der Stadien verbessert, wo das Publikum (finanziell wie als Teil der Inszenierung) einen unverzichtbaren Aspekt des Sportes darstellt und mit der Anhebung der Standards die Zusammensetzung der anwesenden ‚Masse‘ gesteuert werden soll.

²³ Michael Zinganel/Christian Zillner, Stadien der Auflösung. Ephemere Stadien oder die Auflösung des Stadions in der Eventgesellschaft, in: Marschik et al., Stadion, S. 365-394.

²⁴ Marschik, Heimspiel, S. 22.

Politische Nutzung und ökonomische Überformung bedürfen noch immer des sportlichen Events als Folie ihrer Wirksamkeit und Bedeutung. Doch verweisen Veranstaltungen wie Goebbels Sportpalastrede oder auch Rockkonzerte auf das Faktum, dass Sporträume aufgrund ihrer Größe und/oder ihrer spezifischen Konstellation der In- und Exklusion auch Nutzungen hervorrufen, die den Sport bewusst ausschließen. Nachdem das klassische griechische Stadion in U-Form geschlossen und zu einer Arena umgeformt worden war, wurden sukzessive die Grenzen zwischen dem Außen und dem Innenraum verschärft, bis Stadien zu Hochsicherheitsbauten wurden. Diese Trennung konnte in verschiedenster Art genutzt werden, ob nun etwa 1100 jüdische Bürger kurz nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wegen Überfüllung der Gefängnisse im Wiener Stadion interniert und anthropologisch vermessen wurden, um dann einen Großteil von ihnen nach Buchenwald zu deportieren, oder ob 15.000 Prager Deutsche im Herbst 1945 in Prag im Strahover- und im Slavia-Stadion vor der Aussiedlung zusammengetrieben wurden.

Die fast unvorstellbaren Gräueltaten, die sich 1973 nach dem Militärputsch Pinochets in Chile ereigneten, als Sportstätten und -hallen zu Gefängnissen und Exekutionsstätten, die Kabinengänge zu Folterkellern umgestaltet wurden,²⁵ hatten also durchaus ihre europäischen Vorläufer, die sich weder bezüglich der Zahl der Inhaftierten noch hinsichtlich der verübten Grausamkeiten qualitativ von den Vorgängen in Chile unterschieden. Und auch das Faktum, dass unmittelbar nach der Wiedereröffnung der Stadien dort wieder Sport betrieben wurde, war in allen Fällen ähnlich. Die Möglichkeit von Sportstadien, große Menschenmengen von der Umwelt abzuschotten und über ihr Schicksal wenig an die Außenwelt dringen zu lassen, wurde später auch in Mauretanien, China und Kolumbien genutzt und in anderen Ländern in Erwägung gezogen, als etwa während des WTO-Gipfels im mexikanischen Cancún überlegt wurde, im Falle heftiger Gegendemonstrationen das Stadion wie die Stierkampfarena in provisorische Gefängnisse umzuwandeln.²⁶

Die strikte Grenze zur Außenwelt muss allerdings nicht mit zwangsweiser Einschließung verbunden sein, denn auch im Ruanda des Jahres 1994 waren zwar Stadien als Exekutionsorte verwendet worden, doch waren flüchtende Tutsi auch freiwillig in Stadien gegangen, um sich dort zu verbergen – nicht selten allerdings mit der Konsequenz, dass sie dort umso leichter festgehalten, gefoltert und ermordet werden konnten. Zudem ist Ein- und Ausschließung auch nicht Be-

²⁵ Bernhard Hachleitner, Das Stadion als Gefängnis, in: Marschik et al., Stadion, S. 258-281, hier S. 264-267.

²⁶ Hachleitner, S. 274f.

dingung von Gewalt im Stadion: So war das ‚Olympic Stadium‘ von Kabul, in dem die Taliban zahlreiche Hinrichtungen und Verstümmelungen vornahmten, für die Öffentlichkeit zugänglich. Während der Morde, die fast wie Sportveranstaltungen regelmäßig abgehalten wurden, waren die Tribünen stets gut gefüllt und das Publikum bekundete seine Zustimmung.

So wie die Tutsi in Ruanda hatten schließlich auch zahlreiche Bürger von New Orleans, die im Herbst 2004 vor dem drohenden Wirbelsturm nicht flüchten konnten, in einem Sportbauwerk, in diesem Fall im ‚Superdome‘, Zuflucht gesucht, der sich sehr rasch in ein zwar nicht selbst gewähltes, aber freiwillig aufgesuchtes Gefängnis verwandelte, als ein Entkommen fast nicht mehr möglich geworden war und sich die Nahrungssituation wie die sanitären Zustände Tag für Tag dramatisierten. Wochenlang galt der Superdome als Inbegriff des Versagens US-amerikanischer Sozialpolitik; doch inzwischen ist selbst dort wieder sportlicher Alltag eingekehrt.

Resümee

Spätestens seit den 1920er Jahren sind Stadien zu wesentlichen und unverzichtbaren Elementen der Städte geworden und gehören zu den bekanntesten und meist frequentierten Bauwerken. Von ihrer kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung haben sie ebenso wie hinsichtlich ihrer Dimensionierung längst Kirchen, Theatern und öffentlichen Gebäuden den Rang abgelaufen. Dennoch werden sie weder in ihren Funktionen, noch in ihren Werten oder ihrer Ausgestaltung adäquat rezipiert, sondern zumeist auf ihre sportliche Funktion reduziert. Die Praxis, den Sport aus einem bürgerlichen Blickwinkel immer wieder als ‚unpolitisches‘ Terrain und damit als selbstreferentielles System von Freizeit und Vergnügen zu betrachten, wird damit auch auf die Orte seiner Ausübung erweitert.

Der Sportgeograf John Bale hat als einer der Wenigen nicht nur die Bedeutung von Stadien als neue urbane Kathedralen des Sportes erkannt, sondern auch auf die den Sport überschreitenden Funktionen von Stadien hingewiesen, indem er anhand der Überlegungen Michel Foucaults zum Panopticon auf deren politische und ökonomische Nutzungen verwies und zugleich die Analogien zwischen Stadion und Gefängnis herausstrich. Somit erkannte er in der tatsächlichen Verwendung als Gefängnis keine entartete Nutzung, sondern lediglich eine (partielle) Homologie.²⁷ Doch scheint sich, noch ehe die Stadien als steinerne Marker von Urbanität²⁸ akzeptiert werden, ihre Auflösung bereits wieder anzukündigen, weil die großen Stadi-

²⁷ Bale, *Sport Space City*, S. 52.

²⁸ Jacques Le Goff, *Medieval Civilisations. 400-1500*, Cambridge, S. 207.

onbauten in die Vorstädte oder überhaupt vor die Stadt ausgelagert werden, weil ephemere Stadien die steinernen und stählernen Kolosse zum Teil überflüssig machen, das Fernsehen das ideale Stadion längst via Computer generiert und nicht zuletzt die Individualisierung der Sportpraxen die Frage hervorruft, ob Stadien überhaupt noch zeitgemäß sind.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: <http://stadesmythiques.free.fr/mungersdorfer.htm>

Abb. 2: M. Marschik, R. Müllner, G. Spitaler & M. Zinganel (Hg.):

Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie, Wien 2005.

Abb. 3: Privatbesitz

**Dr. Univ. Doz Matthias Marschik,
matthias.marschik@univie.ac.at**

Fußball und Stadt im deutschsprachigen Raum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert: Ein Forschungsbericht

War die deutschsprachige sporthistorische Forschung beziehungsweise die – damit weitgehend identische – sporthistorische Forschung über den deutschsprachigen Raum lange Zeit ein von der akademischen Historie bestenfalls spöttisch betrachtetes, in der Regel jedoch schlicht und einfach ignoriertes Reservat von Sportwissenschaftlern, akademischen Außenseitern, Hobbyhistorikern und Journalisten gewesen, so hat sich dies im letzten Jahrzehnt gründlich geändert. Der große Rückstand auf die einschlägige Forschung in der britischen und amerikanischen Sozialgeschichte hat aber auch heute noch spürbar zur Folge, dass viele Bereiche noch stark unterbelichtet sind und zahlreiche an sich naheliegende Perspektiven auf die Geschichte des Sports weder systematisch untersucht noch methodisch reflektiert wurden, sondern aus der vorhandenen und rasch wachsenden Literatur mühsam zusammengebröselst werden müssen. Dies gilt auch für die stadthistorischen Aspekte der Geschichte des Fußballs, zu denen im Folgenden einige für das ausgehende 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wichtige Bereiche referiert werden sollen.

Kulturtransfer und sozialer Ort des Fußballs

Mit seinen universellen Regeln und seinem offenen Wettbewerb verkörperte der Fußball im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts für die technisch-merkantile Jugend auch auf dem Kontinent zunehmend eine Modernität, die sich an den Prinzipien des Freihandels, des Kosmopolitismus und des Wettbewerbs orientierte. Seine Aneignung folgte dabei weitgehend dem Ablaufschema, wie es von der einschlägigen Forschung für die Analyse britisch-deutscher Kulturtransfers im 19. Jahrhundert entwickelt worden ist: (1) Die Definition zwischen zwei Handlungseinheiten, das heißt die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Nicht-Eigenen, (2) Ent-

stehung eines Aneignungswunsches, (3) Auswahl des Wissenswerten, (4) ‚Primäre Aneignung‘ (5) ‚Sekundäre Aneignung‘, das heißt Einfügung des Angeeigneten in die Strukturen und Handlungszusammenhänge des eigenen Landes, (6) Nachdenken über das eigene Bild des anderen Landes.¹

In Handelszentren wie Hamburg, Berlin und Frankfurt, in Residenzstädten wie Hannover, Braunschweig und Dresden und in Modebädern wie Baden-Baden, Wiesbaden und Cannstatt existierten seit dem 18. Jahrhundert ‚Engländerkolonien‘, die unter anderem Fußball spielten und auch deutsche Gymnasiasten, Studenten, Kollegen und Geschäftspartner zum Mitspielen aufforderten.² Zur Keimzelle des einheimischen deutschen Fußballs wurden daraufhin vor allem Gymnasien und Höhere Schulen. Ein Pionier war der Braunschweiger Gymnasialprofessor Konrad Koch, der das Spiel (nach den Regeln von Rugby) bereits 1874 am Martino-Katharineum-Gymnasium einführte. 1876 folgte die Hamburger Gelehrtenschule Johanneum. Koch versuchte damit, den Saufritualen entgegen zu steuern, die in den nach dem Vorbild der studentischen Korporationen entstandenen Schülerverbindungen grassierten; das Spiel sollte die Schüler zu Selbständigkeit und Selbstdisziplin erziehen. Anfang der 1890er Jahre setzte dann eine nachhaltige Vereinsgründungswelle ein. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden diese Klubs weitgehend von Angehörigen der bürgerlichen Mittelschichten, Schülern, Studenten und Angestellten, getragen und das Vereinsleben war noch lange stark von der Verbindungskultur geprägt.

Auch in der Donaumonarchie, deren Fußballinseln sich zunächst auf Großstädte wie Wien und Prag beschränkten, betätigten sich Briten als Geburtshelfer.³ Seit den 1880er Jahren wurde in Wiens großer britischer Kolonie Fußball gespielt. 1894 erfolgte die Gründung der beiden ersten Vereine; Gründerväter waren englische Gärtner des Rothschild-Gartens und Angestellte diverser englischer Unternehmen. In der Folgezeit konnte der Fußball rasch expandieren. 1897 gab es in Wien erst sieben Klubs, 1900 bereits 45 und 1910 80. Die ersten Fußballspiele in der Schweiz fanden nach der Mitte des 19. Jahrhunderts im französischsprachigen Teil des Landes statt, in den elitären Privatschulen am Genfersee, die von einer großen Zahl von Spröss-

¹ Rudolf Muhs u. a., Brücken über den Kanal? Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: dies. (Hrsg.), Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, Bodenheim 1998, S. 7-20, hier: S. 18f.

² Christiane Eisenberg, Fußball in Deutschland 1890-1914. Ein Gesellschaftsspiel für bürgerliche Mittelschichten, in: Geschichte und Gesellschaft 20, 1994, S. 181-210; dies., ‚English sports‘ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn etc. 1999, S. 178-193.

³ Matthias Marschik, Vom Herrenspiel zum Männersport. Die ersten Jahre des Wiener Fußballs, Wien 1998.

lingen britischer Industrieller frequentiert wurden.⁴ In den 1880er Jahren wurde der Fußball auch in der Deutschschweiz in den Turnbetrieb mehrerer städtischer Gymnasien integriert, wobei die erste Vereinsgründung auf englische Initiative hin bereits 1879 in St. Gallen erfolgte.⁵

Erst in der Zwischenkriegszeit wandelte sich der Fußball in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu einem Sport der Unterschichten, namentlich der Arbeiterschaft. Die Ausbreitung des frühen Fußballs im deutschsprachigen Raum und die – ziemlich exakt dem Modell der Bourdieuschen Distinktionsthese entsprechenden⁶ – Veränderungen seines sozialen Ortes folgten damit tendenziell der Entwicklung in Großbritannien mit einer Verspätung von jeweils drei bis vier Jahrzehnten, wobei ebenfalls wie in Großbritannien die zunehmende Verstädterung ein wesentliches Antriebsmoment für die Popularisierung des Fußballs darstellte. Systematische Studien zum Zusammenhang von Urbanisierung und Sport, wie sie etwa für die USA schon seit längerer Zeit vorliegen,⁷ existieren im deutschsprachigen Raum indessen lediglich für einige nord- und nordwestdeutsche Gebiete.⁸

Urbanität, Sozialmilieus, Geschlechterordnung und Lebenswelten

Die Segmentierung der Gesellschaften des deutschsprachigen Raums in ‚sozialmoralische Milieus‘, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts herausbildeten und sich nach Meinung der Forschung durch gemeinsame Merkmale wie Religion

⁴ Pierre Lanfranchi, Football et modernité. La Suisse et la pénétration du football sur le continent, in: *Traverse* 5, 1998, S. 76-88.

⁵ Vgl. zum St. Galler Fußball Christoph Bischof, ‚Der Fußball ist ein Kind seiner Zeit‘. Zur Struktur- und Sozialgeschichte des Fußballs in St. Gallen, Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1982.

⁶ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M 1982.

⁷ Vgl. Stephen Hardy, *The City and the Rise of American Sport 1820–1920*, in: *Exercise and Sports Sciences Review* 9, 1983, S. 183-219; ders., *How Boston Played. Sport, Recreation and Community 1865–1915*, Boston 1982; Melvin L. Adelman, *A Sporting Time. New York City and the Rise of Modern Athletics 1820–1870*, Urbana/Chicago 1986; Steven A. Riess, *City Games. The Evolution of American Urban Society and the Rise of Sports*, Urbana 1989.

⁸ Vgl. Stefan Nielsen, *Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur*, Frankfurt/M 2002; Hans Langenfeld et al., *Münster. Die Stadt und ihr Sport*, Münster 2003; Klaus Reinartz, *Sport in Hamburg. Die Entwicklung der freien Selbstorganisation und der öffentlichen Verwaltung des modernen Sports von 1816–1933*, Hoya 1997; ders., *Sport und Urbanisierung am Beispiel der Stadt Hamburg*, in: *Stadion* 24, 1998, S. 275-288; Gertrud Pfister, *Sportstätten und Sportvereine in Berlin an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*, in: Hans-Georg John (Hrsg.), *Vom Verein zum Verband. Die Gründerzeit des Sports in Deutschland*, Clausthal-Zellerfeld 1987, S. 11-40; Hans Langenfeld et al., *Sportangebot und -nachfrage in großstädtischen Zentren Nordwestdeutschlands*, in: Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Stadt als Dienstleistungszentrum*, St. Katharinen 1996, S. 439-484.

oder Weltanschauung, politische Zugehörigkeit, wirtschaftliche Lage und kulturelle Orientierung auszeichneten,⁹ schlug sich auch in der Welt des Sports in der Verbandsstruktur nieder, wobei vor allem in den größeren Städten in der Zwischenkriegszeit Sportvereine mit unterschiedlicher weltanschaulicher Ausrichtung nebeneinander existierten.

Die bisherige fußballhistorische Forschung hat sich entsprechend dem sozialen Ort dieser Sportart vor allem für das Arbeitermilieu interessiert; räumliche Schwerpunkte sind dabei nebst Studien zum Arbeiterbewegungssport in Städten unterschiedlicher Größe¹⁰ das Ruhrgebiet und Wien. Für das Ruhrgebiet hat Siegfried Gehrman bereits seit den späten 1970er Jahren zahlreiche Publikationen vorgelegt.¹¹ Er konnte dabei unter anderem aufzeigen, dass zwischen Arbeiterfußball und

⁹ Vgl. etwa M. Rainer Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.), Die deutschen Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 56-80, hier: S. 68; Siegfried Weichlein, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996; Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt/M 1987, S. 149f.

¹⁰ Herbert Dierker, Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre. Sportpolitik und Alltagserfahrung auf internationaler, deutscher und Berliner Ebene, Essen 1990; ders. u. a. (Hrsg.), "Frisch heran! Brüder, hört das Klingen!" Zur Alltagsgeschichte des Berliner Arbeitersportvereins Fichte. Erinnerungen des ehemaligen Fichte-Sportlers Walter Giese, Duderstadt 1991; Hubert Dwestmann, Zwischen deutscher Kulturtradition und zivilgesellschaftlichem Aufbruch. Eine entwicklungssoziologische Studie zur Arbeiter-Turn- und Sportbewegung in Hannover, Münster 1997; Viola Denecke, Die Arbeitersportgemeinschaft. Eine kulturhistorische Studie über die Braunschweiger Arbeitersportbewegung in den 20er Jahren, Duderstadt 1990; Horst Giesler, "Arbeitersportler schlägt Hitler!" Das Ende der Arbeitersportbewegung im Volksstaat Hessen. Ein Beitrag zur Sozial- und Sportgeschichte Hessens, Münster/Hamburg 1995; Reiner Fricke, Spaltung, Zerschlagung, Widerstand. Die Arbeitersportbewegung Württembergs in den 20er und 30er Jahren, Schorndorf 1995; Klaus Schönberger, Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt. Zur Arbeiterbewegungskultur im Oberamt Marbach 1900-1933, Tübingen 1995; Christian Koller, Sport, Parteipolitik und Landesverteidigung. Die Auseinandersetzungen um die Subventionierung des schweizerischen Arbeitersports in der Zwischenkriegszeit, in: SportZeiten, 2003, S. 31-71; ders., "Der Sport als Selbstzweck ist eines der traurigsten Kapitel der bürgerlichen Sportgeschichte" – Wandel und Konstanten im Selbstverständnis des schweizerischen Arbeitersports (1922-1940), in: Hans-Jörg Gilomen u. a. (Hrsg.), Freizeit und Vergnügen vom 14. bis 20. Jahrhundert – Temps libre et loisirs du 14e au 20e siècle, Zürich 2005. S. 287-301; ders., Eine ‚Nati‘, die keine sein wollte – die Landesauswahl der Arbeiterfußballer, in: Geschichte der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft, Göttingen 2006 [im Druck]; ders., Kicken unter Hammer und Sichel – die vergessene Geschichte des Schweizerischen Arbeiterfußball-Verbandes (1930–1936), in: Dittmar Dahlmann u. a. (Hrsg.), Geschichte des Fußballs in Ost- und Südosteuropa [im Druck]. Vgl. dazu auch Eike Stillner, Arbeitersport in Deutschland bis 1933. Zu einigen neueren regional- und lokalhistorischen Darstellungen, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 34, 1998, S. 225-231.

¹¹ Z. B. Siegfried Gehrman, Fußball in einer Industrieregion. Das Beispiel F. C. Schalke 04, in: Jürgen Reulecke und Wolfhard Weber (Hrsg.), Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des

Arbeiterbewegungsfußball eine erhebliche Differenz bestand, indem selbst in tiefroten Stimmbezirken wie etwa den Arbeitervierteln von Hamborn, Gelsenkirchen oder Essen, die ihre Stimme überwiegend der KPD gaben, dennoch eine große Mehrheit der aktiven Fußballer bei Vereinen kickten, die dem ‚bürgerlichen‘ DFB angehörten, während sich Klubs, die in der kommunistischen ‚Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit‘ oder im sozialdemokratischen ‚Arbeiter-Turn- und Sportbund‘ organisiert waren, bedeutend weniger Zulaufs erfreuten. Der daraus zu ziehende Schluss, dass das sozialistisch-proletarische Sozialmilieu offenbar viel weniger stark in sich geschlossen war, als dies die sozialhistorische Forschung noch in den 1970er und 1980er Jahren vermutete, ist weit über die Sportgeschichte hinaus von Interesse. Die sich an ein breiteres Publikum richtende, von Harmut Hering herausgegebene und hervorragend illustrierte Fußballgeschichte des Ruhrgebiets mit dem bezeichnenden Titel "Im Land der tausend Derbys" zeigt denn auch für das frühe 20. Jahrhundert ein buntes Gemisch aus DFB-Vereinen, konfessionellen, sozialdemokratischen, kommunistischen und ‚wilden‘ Fußballmannschaften, Werkssportteams und fußballspielenden polnischen Sokol-Vereinen.¹²

Für das ‚Rote Wien‘, in dem die Arbeiterfußballvereine eine dermaßen starke Stellung einnahmen, dass nicht sie eine Gegenorganisation zum ‚offiziellen‘ Verband gründeten, sondern umgekehrt die ‚bürgerlichen‘ Vereine aus dem sozialistisch gewordenen Verband austraten und einen neuen Fußballbund gründeten, hat Matthias Marschik neben dem sozialdemokratischen Fußball ebenfalls zwei weitere Entwicklungslinien des Fußballs im Arbeitermilieu ausgemacht: Die mit Elementen der Bohème durchsetzte Massenkultur des Berufssports, der zwar von bürgerlichen Kräften geleitet wurde, aber gerade auch die Arbeiterschaft in ihren Bann zog, und

Alltags im Industriezeitalter, Wuppertal 1978. S. 377-398; ders., Schalke 04. Ein ‚bürgerlicher‘ Arbeiterverein, in: Hans-Joachim Teichler und Gerhard Hauk (Hrsg.), Illustrierte Geschichte des Arbeitersports, Bonn 1987, S. 155-160; ders., Fritz Szepan und Ernst Kuzorra. Zwei Fußballidole des Ruhrgebiets, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, 1988, S. 57-71; ders., Fußball – Vereine – Politik. Zur Sportgeschichte des Reviers, Essen 1988; ders., Es war nicht nur Schalke 04. Fußball und Arbeiterschaft 1918-1933, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 47, 1996, S. 457-464; ders., Fußballklubs als Mittel regionaler Identitätsbildung. ‚Schalke‘ und ‚Borussia‘ und das Ruhrgebiet, in: ders. (Hrsg.), Fußball und Region in Europa. Probleme regionaler Identität und die Bedeutung einer populären Sportart, Münster u. a. 1999, S. 87-96; ders., Der F. C. Schalke 04. Ein Verein und sein Nimbus, in: Roman Horak und Wolfgang Reiter (Hrsg.), Die Kanten des runden Leders. Beiträge zur europäischen Fußballkultur, Wien 1991, S. 45-54; ders., Von der Straßemannschaft und Jünglingssozialität zum Spitzenklub – ‚Schalke‘ und ‚Borussia‘, in: Bernd Faulenbach und Günther Högl (Hrsg.), Eine Partei und ihre Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen, Essen 1988, S. 51-55. Vgl. auch Horst Ueberhorst et al.: Arbeitersport- und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, Opladen 1989.

¹² Hartmut Hering (Hrsg.), Im Land der tausend Derbys. Die Fußball-Geschichte des Ruhrgebiets, Göttingen 2002.

eine unterhalb und quer zur dominanten Arbeiterkultur liegende ‚Arbeiterfußballkultur‘, die gekennzeichnet durch Kategorien wie Vereinstreue und Bezirksbindung auch den Kontakt zum ‚bürgerlichen‘ Fußball nicht scheute.¹³

Studien zum im Zeichen der Betriebsgemeinschaftsideologie aufkommenden Werkfußball, der sich zunächst ebenfalls auf die industriellen Ballungszentren konzentrierte und im Versuch, die Arbeiterschaft zu gewinnen, in scharfer, vor allem auch ideologischer Konkurrenz zum Arbeiterbewegungsfußball stand, liegen nur für ausgewählte Regionen vor.¹⁴ Wenig untersucht sind auch die eigenständigen Fußballorganisationen konfessioneller Sportverbände katholischer wie protestantischer Provenienz und ihr Bezug zu den entsprechenden Sozialmilieus im städtischen Raum.¹⁵

Als Kulturelement eines weiteren städtischen Sozialmilieus hat dagegen der jüdische Fußball vermehrt Beachtung gefunden.¹⁶ Nicht nur waren mehrere Pioniere des Fußballs im deutschsprachigen Raum jüdisch – der wichtigste, Walter Bensemam, gründete nebst zahlreichen Fußballvereinen auch die Zeitschrift ‚Kicker‘ – und können verschiedene wichtige Vereine auf eine Verwurzelung im

¹³ Matthias Marschik, "Wir spielen nicht zum Vergnügen". Arbeiterfußball in der Ersten Republik, Wien 1994.

¹⁴ Vgl. Andreas Luh, *Betriebssport zwischen Arbeitgeberinteressen und Arbeitnehmerbedürfnissen. Eine historische Analyse vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, Aachen 1998; ders., *Chemie und Sport am Rhein. Sport als Bestandteil betrieblicher Sozialpolitik und unternehmerischer Marketingstrategie bei Bayer 1900-1985*, Bochum 1992; Sebastian Fasbender, *Zwischen Arbeitersport und Arbeitssport. Werksport an Rhein und Ruhr 1921-1938*, Göttingen 1997; Christian Koller, *Zur Entwicklung des schweizerischen Firmenfußballs 1920-1955*, in: *Stadion* 28, 2002, S. 249-266.

¹⁵ Vgl. die spärlichen Hinweise bei Erik Eggers, *Fußball in der Weimarer Republik*, Kassel 2001, S. 95-97; Hering, Land, S. 103-105 und 147f.; Hardy Grüne, *DJK – die unbekannte Auswahl*, in: Dietrich Schulze-Marmeling (Hrsg.), *Die Geschichte der Fußball-Nationalmannschaft*, Göttingen 2004, S. 80f.; Hilmar Gernet, *Die weiße Armee. Einige Aspekte der katholischen Sportbewegung in der Schweiz zwischen 1930 und 1954*, Emmenbrücke 1986.

¹⁶ Dietrich Schulze-Marmeling (Hrsg.), *Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball*, Göttingen 2003; Hajo Bernett, *Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1938*, Schorndorf 1978; Eric Fiedler, *Makkabi Chai – Makkabi Lebt. Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898-1998*, Wien 1998; Manfred Lämmer (Hrsg.), *Die jüdische Turn- und Sportbewegung in Deutschland 1898-1938*, Sankt Augustin 1989; John Bunzl (Hrsg.), *Hoppauf Hakoah. Jüdischer Sport in Österreich. Von den Anfängen bis in die Gegenwart*, Wien 1987; Matthias Marschik, *Das Bild vom ‚guten‘ Juden. Darstellungen des jüdischen Sports im Österreich der Zwischenkriegszeit*, in: *Fotogeschichte* 62, 1996, S. 35-44; Benny Guggenheim, *Die jüdische Sportbewegung in der Schweiz*, in: *Sport und Kultur* 10, 1984, S. 70-74; Walter Hochreiter, *Sport unter dem Davidstern. Die Geschichte des jüdischen Sports in der Schweiz*, Basel 1998; Christian Koller, *Schweizerkreuz und Davidstern – Die Fußballauswahl von Makkabi Schweiz*, in: *Geschichte der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft*, Göttingen 2006 [im Druck]. Vgl. auch den Beitrag von Peter Tauber im vorliegenden Heft.

assimilierten jüdischen Bürgertum zurückblicken (so etwa Eintracht Frankfurt, Bayern München oder Austria Wien), sondern es entstanden in der Zwischenkriegszeit auch zahlreiche explizit zionistisch ausgerichtete Vereine, deren wichtigster, die SK Hakoah Wien, 1924/25 die erste Profimeisterschaft gewann und zu diesem Zeitpunkt über eine der besten Mannschaften der Welt verfügte. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurden in Deutschland Juden aus den Fußballvereinen ausgeschlossen und mussten in eigenen, sich auf die Großstädte konzentrierenden Ligen der Verbände Makkabi und Schild kicken. Im November 1938 wurde der jüdische Sport dann gewaltsam zerschlagen.

Der Erste Weltkrieg und die kulturelle ‚Amerikanisierung‘¹⁷ trugen indessen dazu bei, die gesellschaftliche Segmentierung in Sozialmilieus aufzulockern und verhalten schichtenübergreifenden Kulturgütern wie dem Zuschauersport zum Durchbruch. Ein gut untersuchtes Beispiel dafür ist die österreichische Metropole. Im Wiener Fußball mischten sich bohemistische Kaffeehauskultur mit proletarischer Vorstadt sowie jüdischen und tschechischen Elementen; Roman Horak und Wolfgang Maderthaner haben in diesem Kontext von einer "Culture of Urban Cosmopolitanism" gesprochen.¹⁸ Weit stärker als in der Weimarer Republik sprengte in der österreichischen Metropole das Kosmopolitische die soziale Fixierung des Fußballs auf die Arbeiterschaft und ließ auch Intellektuelle und Literaten von aus den Arbeitervorstädten stammenden Stars wie Josef Uridil und Matthias Sindelar schwärmen. Die Fans der bereits 1924 begründeten, auf Wien konzentrierten ersten Profiligas auf dem Kontinent trafen sich nicht in proletarischen Kneipen, sondern im Café Parsifal (Austria), im Café Resch (Wacker) oder im Café Holub (Rapid). Auf ihrem Höhepunkt in den frühen 1930er Jahren stellte die ‚Wiener Schule‘ das österreichische ‚Wunderteam‘ und konnte wiederholt Erfolge ihrer Vertreter im Mitropa-Cup verbuchen. Mit dem ‚Anschluss‘ wurde diese Wiener Fußballkultur vernichtet. Zahlreiche Fußballplätze wurden für militärische Exerzierübungen zweckentfremdet, jüdischen Vereinen wurden jegliche weiteren Aktivitäten untersagt und den Klubs wurde durch die Organisation der Jugend in der HJ der bisher dem Straßenfußball

¹⁷ Vgl. Kaspar Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt/M 1997.

¹⁸ Roman Horak und Wolfgang Maderthaner, A Culture of Urban Cosmopolitanism. Uridil and Sindelar as Viennese Coffee-House Heroes, in: Richard Holt u. a. (Hrsg.), European Heroes. Myth, Identity, Sport. London 1996, S. 139-155. Vgl. auch dies., Mehr als ein Spiel. Fußball und populäre Kulturen im Wien der Moderne, Wien 1997; Michael John, Sports in Austrian Society 1890s-1930s. The Example of Viennese Football, in: Susan Zimmermann (Hrsg.), Urban Space and Identity in the European City 1890-1930s, Budapest 1995, S. 133-150; Roman Horak, Metropolenkultur / Massenvergnügen. Modernismus, Fußball und Politik im Wien der Zwischenkriegszeit, in: Siegfried Gehrman, (Hrsg.), Fußball und Region in Europa. Probleme regionaler Identität und die Bedeutung einer populären Sportart, Münster etc. 1999, S. 97-117.

frönende Nachwuchs entzogen. Bei zahlreichen Spitzenvereinen übernahmen prominente Nazis das Zepher.¹⁹

Die avantgardistische Urbanität der 1920er Jahre tangierte auch die überkommene Geschlechterordnung. Nach dem Ersten Weltkrieg vollzog sich bei den arbeitstätigen Frauen eine Konzentration in den modernen Sektoren der Industrie, des Handels und der Dienstleistungen. Es entstanden neue ‚typische‘ Frauenberufe wie Stenotypistin, Fließbandarbeiterin, Verkäuferin, Volksschullehrerin oder Sozialarbeiterin. Parallel dazu entstand das Bild der ‚neuen Frau‘, worunter man die unpolitische, konsumorientierte, urbane junge Angestellte verstand, die idealtypisch mit Bubikopf, geschminktem Gesicht und in modischer Kleidung Zigaretten rauchte und ihre Freizeit im Kino oder Charleston tanzend verbrachte.²⁰ Solche Frauen probierten nun auch alle möglichen Sportarten aus, sei es Leicht- und Schwerathletik, Skispringen, Bergsteigen, Segelflug oder Automobilsport. Als eine Spielart der ‚neuen Frau‘ kam das ‚Sportgirl‘ in Mode. Nun bildeten sich auch die ersten Frauenfußballteams. Allerdings gab es noch keine Bestrebungen, den Frauenfußball als neue Sportart dauerhaft zu etablieren. Mit der Remilitarisierung des Sports in den 1930er Jahren brachen auch diese Tendenzen ab.²¹

Unter den Desideraten der Forschung über den deutschsprachigen Raum ist die Analyse vereinsgebundener Identitäten zu nennen, die Frage also, inwiefern Vereinsloyalitäten regionale, stadtteilbezogene, soziale, politische oder konfessionelle Gegebenheiten widerspiegeln und inwiefern sie davon autonom waren.²² Ein wei-

¹⁹ Vgl. Matthias Marschik, Vom Nutzen der Unterhaltung. Der Wiener Fußball in der NS-Zeit, Wien 1998; ders., "Am Spielfeld ist die Wahrheit gewesen". Die Wiener Fußballkultur in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwischen Vereinnahmung und Widerstand, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 50, 1996, S. 181-205; ders., Between manipulation and resistance. Viennese football in the Nazi era, in: Journal of Contemporary History 34, 1999, S. 215-231. Zur ‚Entmetropolisierung‘ des österreichischen Fußballs nach dem Zweiten Weltkrieg: Roman Horak, ‚Austrification‘ as modernization. Changes in Viennese football culture, in: Richard Giulianotti und John Williams (Hrsg.), Game Without Frontiers. Football, identity and modernity, Aldershot 1994, S. 47-71.

²⁰ Vgl. Maruta Schmidt und Kristine von Soden (Hrsg.), Neue Frauen. Die zwanziger Jahre, Berlin 1988; Atina Grossmann, *Girlkultur* or Thoroughly Rationalized Female. A New Woman in Weimar Germany?, in: Judith Friedlander et al. (Hrsg.), Women in Culture and Politics. A Century of Change, Bloomington 1986, S. 62-80.

²¹ Vgl. Gertrud Pfister, Leibesübungen in der Weimarer Republik, in: dies. (Hrsg.), Frau und Sport, Frankfurt/M 1980, S. 27-46; Beate Fechtig, Frauen und Fußball. Interviews – Portraits – Reportagen, Dortmund 1995, S. 22; Marianne Meier, "Zarte Füßchen am harten Leder...". Frauenfußball in der Schweiz 1970-1999, Frauenfeld etc. 2004, S. 107-111. Grundsätzlich zu diesem Themenkreis: Matthias Marschik, Frauenfußball und Maskulinität. Geschichte – Gegenwart – Perspektiven, Münster 2003.

²² Vgl. für das klassische Beispiel von Glasgow Joseph M. Bradley, Football in Scotland. A History of Political and Ethnic Identity, in: International Journal of the History of Sport 12, 1995, S. 81-98. Für den deutschsprachigen Raum s. die Ansätze bei Hering, Land, sowie in den Arbeiten von Gehrman.

terer wichtiger Bereich wäre die Rolle des Fußballs bei der Integration von Immigranten in städtische Gesellschaften. Bislang haben lediglich die polnischen Einwanderer im Ruhrgebiet entsprechende Beachtung gefunden.²³ Grundsätzlich scheint aber der Fußball seit der Zwischenkriegszeit im gesamten deutschsprachigen Raum ein wesentliches Kulturgut von Arbeitsmigranten gewesen zu sein; in der Schweiz etwa entstanden bereits in den frühen 1920er Jahren in mehreren Großstädten eigenständige Fußballvereine italienischer Einwanderer.²⁴

Ganz allgemein scheint es auch angezeigt, neben strukturzentrierten Interpretationsmodellen wie ‚Klasse‘, ‚Schicht‘ oder ‚Milieu‘ den vom Subjekt ausgehenden Lebenswelt-Ansatz stärker zur Geltung kommen zu lassen.²⁵ Die britische Forschung hat hinreichend aufgezeigt, dass nur eine Analyse der säkularen Faszination für das Phänomen Fußball gerecht zu werden vermag, welche die Mikroebene der Pubs, des Straßenfußballs und der Netzwerke am Arbeitsplatz und in der Nachbarschaft einbezieht und neben den ‚klassischen‘ Quellengattungen der Fußballgeschichtsschreibung (Presse, Verbands- und Vereinsarchive, Chroniken) etwa auch Selbstzeugnisse und ‚Oral History‘²⁶ berücksichtigt.²⁷ In der Forschung für das deutschsprachige Gebiet ist der lebensweltliche Ansatz im Zuge der akademischen Etablierung der Sportgeschichte dagegen tendenziell sogar in den Hintergrund gerückt. Noch 1978 hatten Rolf Lindner und Heinrich Th. Bauer für eine Studie zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet Interviews mit ehemaligen Aktiven von Vorortvereinen geführt und das enge Verhältnis von Wohnviertel,

²³ Siegfried Gehrman, Masuren im Ruhrgebiet. Polacken und Proleten und der Mythos des FC Schalke 04. Anmerkungen zu Problemen gesellschaftlicher Integration am Beispiel eines Sportvereins, in: W. Ludwig Tegelbeckers und Dietrich Milles (Hrsg.), Quo vadis Fußball? Vom Spielprozess zum Marktprodukt, Göttingen 2000, S. 85-101; Britta Lenz, Polen deutsche Fußballmeister? Polnischsprachige Einwanderer im Ruhrgebietsfußball der Zwischenkriegszeit, in: Dittmar Dahlmann u. a. (Hrsg.), Schimanski, Kuzorra und andere. Polnische Einwanderer im Ruhrgebiet zwischen der Reichsgründung und dem Zweitem Weltkrieg, Essen 2005, S. 237-250.

²⁴ Vgl. Christian Koller, Wer ist ein echter Schweizer? Doppelbürger, ‚Secondos‘, Ein- und Auswanderer in der ‚Nati‘, in: Geschichte der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft, Göttingen 2006 [im Druck].

²⁵ Vgl. dazu etwa Waltraud Schreiber, Neuere geschichtsdidaktische Positionen und ihr Lebensweltbegriff. Versuch einer Präzisierung im Anschluss an die Phänomenologie Edmund Husserls, Bochum 1995; Heiko Haumann, Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den Jüdischen Studien. Das Basler Beispiel, in: Klaus Hödl (Hrsg.), Jüdische Studien. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes, Innsbruck 2003, S. 105-121.

²⁶ Vgl. z. B. Rogau Taylor und Andrew Ward, Kicking and Screaming. An Oral History of Football in England, London 1995.

²⁷ Vgl. für einen Überblick über diese Forschung Fabian Brändle und Christian Koller, Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich 2002, S. 49-69; Richard Holt, Working Class Football and the City. The Problem of Continuity, in: International Journal of the History of Sport 3, 1986, S. 5-17.

Arbeitsplatz und Vereinszugehörigkeit herausgearbeitet²⁸ und auch Siegfried Gehrman hat 1988 den Fußball noch explizit zur „industriellen Lebenswelt“ in Beziehung gesetzt und auch entsprechendes Fotomaterial beigebracht.²⁹ Hingegen äußerte Christiane Eisenberg 1997 in einem programmatischen Aufsatz Vorbehalte gegenüber einer Anlehnung der Sportgeschichte an die ‚Neue Kulturgeschichte‘ mit ihrem dezidierten Interesse am Individuum. Es sei „aus der Perspektive des Sports nicht einzusehen, warum mit den Gesellschaftstheorien zugleich auch der Gesellschaftsbegriff aufgegeben werden soll, implizierte diese Rigorosität doch eine Beschränkung auf die Mikroebene und damit einen Relevanzverlust“; die methodischen Empfehlungen der ‚Neuen Kulturgeschichte‘ seien für die Sportgeschichte „schlichtweg nicht brauchbar“. Vielmehr sei diese „auf Strukturierungshilfen dringend angewiesen und wird auch aus diesem Grund auf die Methoden der systematischen Sozialwissenschaften und der Sozialgeschichte als Strukturgeschichte zurückgreifen“; es bestehe „keine Veranlassung zu einer ‚hermeneutischen Wende‘, weil ein überlegenes analytisches Instrumentarium vorhanden“ sei.³⁰

Fußball, Stadtarchitektur und Kommunalpolitik

Die städtebaulichen Aspekte des Fußballs sind bisher unterbelichtet geblieben. Obwohl sportliche Infrastrukturbauten spätestens in der Zwischenkriegszeit zum unverzichtbaren Bestandteil jeder Stadtarchitektur wurden, Stadien zu Prestigebauten städtischer Selbstdarstellung, vergleichbar mit Bahnhöfen oder Opern, avancierten und die Sportarenen sowohl bezüglich ihrer Anordnung im Stadtbild als auch ihrer gesellschaftliche Hierarchien widerspiegelnden Binnenarchitektur interessante sozi-altopographische Studienobjekte darstellen, hat sich die deutschsprachige fußballhistorische Forschung bisher wenig mit diesem Problembereich auseinandergesetzt. Auch hier ist ihr die englischsprachige Sporthistorie, die schon vor einiger Zeit Untersuchungen zu britischen Fußballarenen³¹ und amerikanischen Baseballstadien³² vorgelegt hat, um Längen voraus.³³

²⁸ Rolf Lindner und Heinrich Th. Bauer, Sind doch nicht alle Beckenbauers. Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet, Frankfurt/M 1978.

²⁹ Gehrman, Fußball, S. 37-50, 121, 142. Vgl. auch die entsprechenden Kapitel bei Hering, Land.

³⁰ Christiane Eisenberg, Sportgeschichte. Eine Dimension der modernen Kulturgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 23, 1997, S. 295-310, hier: 299, 301, 305.

³¹ Simon Inglis, The Football grounds of England and Wales, London 1983; ders., Played in Manchester. The architectural heritage of a city at play, Swindon 2004; ders., Engineering Archie. Football ground designer, Swindon 2005; John Bale, Sport and Place. The Geography of Sport in England, Scotland and Wales, London 1982; ders., Sport, space and the City, Caldwell 1993.

³² Lawrence S. Ritter, Lost Ballparks. A Celebration of Baseball's Legendary Fields, New York 1992.

³³ Für internationale Überblicke: Simon Inglis, The Football Grounds of Europe, London 1990; ders.,

In Erik Eggers' Buch „Fußball in der Weimarer Republik“ finden sich immerhin einige Seiten zu dieser Thematik, die ein interessantes Beziehungsgeflecht zwischen Sportförderung, kommunaler Wirtschaftspolitik und städtebaulicher Modernisierung offen legen.³⁴ Gemäß Eggers fand sich Anfang der 1920er Jahre in den kommunalen Haushalten kaum Platz für direkte Sportförderung; eine gewisse Ausnahme bildete dabei lediglich das Rheinland, wo die entsprechenden Maßnahmen einen deutlich paramilitärischen Hintergrund hatten. Erst im Jahre 1927 konnte der DFB mit dem Deutschen Städtetag eine Vereinbarung aushandeln, die hinsichtlich der Nutzung städtischer Spiel- und Sportplätze die Anerkennung der Sportvereine als gemeinnützige Einrichtungen beinhaltete. Gleichzeitig stellten die 1920er Jahre aber auch einen Höhepunkt des kommunalen Stadionbaus dar, dessen Mechanismen Eggers anhand des Beispiels von Köln verdeutlicht. Für den Bau des Müngersdorfer Stadions wusste Oberbürgermeister Adenauer Reichszuschüsse zu ergattern und konnte dadurch ohne große Belastung der Stadtkasse die lokale Bauwirtschaft ankurbeln, die städtische Arbeitslosenquote senken und ein Wahrzeichen städtebaulicher Modernität errichten.³⁵

Für weitere, auch architekturgeschichtliche Aspekte aufgreifende Zusammenhänge war bis vor kurzem ein Rückgriff auf die bereits drei Jahrzehnte alte kunsthistorische Arbeit von Franz-Joachim Verspohl nötig, der den Stadionbau des 20. Jahrhunderts als Element „spätbürgerlicher Öffentlichkeit“ begreift.³⁶ Erst in jüngster Zeit ist neben Studien zu einzelnen bereits in der Zwischenkriegszeit existenten Stadien³⁷ mit Werner Skrentnys „Großem Buch der deutschen Fußballstadien“ ein enzyklopädisches Werk erschienen, das rund 300 deutsche Fußballstadien porträtiert als gesellschaftliche Orte, an denen sich lokale Identität und Sozialgeschichte, kollektives Gedächtnis und individualbiographische Erinnerungen kristallisierten.³⁸

Sightlines. A stadium odyssey, London 2000; Patricia Vertinsky und John Bale (Hrsg.), Sites of Sport. Space, Place and Experience, London 2004.

³⁴ Eggers, Fußball, S. 130-136.

³⁵ Ebd.

³⁶ Franz-Joachim Verspohl, Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen, Giessen 1976.

³⁷ Gabi Langen und Thomas Deres, Müngersdorfer Stadion Köln, Köln 1998; Volker Kluge, Olympiastadion Berlin. Steine beginnen zu reden, Berlin 1999; Thomas Bauer, Frankfurter Waldstadion. 75 Jahre Sportgeschichte 1925-2000, Frankfurt/M 2000; Werner Skrentny, Der HSV und seine Stadien. Vom Rotherbaum zur AOL-Arena. Göttingen 2005; Harald Klingebiel, Erlebnis Weser-Stadion. 80 Jahre Fußball und Kultur, Göttingen 2005. Vgl. zudem Gerhard Fischer, Berliner Sportstätten. Geschichte und Geschichten, Berlin 1992; Herbert Dierker u. a., ‚Fichte‘ Berlin. Stadionbauten, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 4, 1990, S. 7-77. Als Vorläufer: Thomas Schmidt, Das Berliner Olympiastadion und seine Geschichte, Berlin 1983.

³⁸ Werner Skrentny (Hrsg.), Das große Buch der deutschen Fußballstadien, Göttingen 2001.

Auch die Wiener Fußballgeschichtsforschung hat sich des Themas in den letzten Jahren angenommen.³⁹ Für die Schweiz fehlen dagegen entsprechende Studien noch vollständig.⁴⁰

Auch die Funktion von Fußballstadien als urbaner Männerort ist bislang zu wenig analysiert worden.⁴¹ Allgemein wird das Stadion als ein Ort betrachtet, an dem sich männerbündische Strukturen entfalten konnten.⁴² Der Theologe und Religionspädagoge Hartmut Rupp hat Fußballstadien in einem anregenden Artikel gar als ‚heilige Räume‘ einer säkularen Religion interpretiert, in denen das maskuline Leben, wie es ist oder zumindest sein sollte, dramatisch inszeniert, gefeiert und bestärkt wird.⁴³ Allerdings zeigen britische Beispiele der Zwischenkriegszeit teilweise widersprüchliche Befunde. So sollen 1929 die Züge, mit denen die Anhänger von Portsmouth und Bolton zum Cupfinale nach London fuhren, zur Hälfte mit Frauen gefüllt gewesen sein.⁴⁴ Auch in den Sonderzügen, die zu den Prestigespielen zwischen England und Schottland aus dem Norden nach London fuhren, begleiteten jeweils zahlreiche Frauen ihre Männer und Väter, diese sollen jedoch überwiegend den Ausflug für einen Gang in die populären Warenhäuser genutzt haben.⁴⁵

Ausblick

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass mit Ausnahme der allerdings einen Sonderfall darstellenden Stadt Wien für den deutschsprachigen Bereich eine explizit stadthistorisch ausgerichtete Fußballforschung bislang wenig entwickelt ist, ob-

³⁹ Roman Horak und Matthias Marschik, *Das Stadion. Facetten des Fußballkonsums in Österreich. Eine empirische Untersuchung*, Wien 1997; Matthias Marschik et al. (Hrsg.), *Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*, Wien 2005. Vgl. auch den Beitrag von Matthias Marschik im vorliegenden Heft.

⁴⁰ Vgl. lediglich die Hinweise zur Funktion des Berner Wankdorfstadions als ‚lieu de mémoire‘ bei Brändle/Koller, *Goal*, S. 161-163 sowie die Überlegungen zur regionalpolitischen Bedeutung von Stadien bei Christian Koller, *Stadionbau als regionalistische Aufrüstung? Fußball und Identität nach der Jahrtausendwende*, in: *Rote Revue* 80: 4, 2002, S. 34-37.

⁴¹ Vgl. zum Problembereich urbaner Männer- und Frauenorte Adelheid von Saldern, *Die Stadt und ihre Frauen. Ein Beitrag zur Gender-Geschichtsschreibung*, in: *IMS H. 1/2004*, S. 6-16, hier: 10-12; Linda McDowell, *Gender, Identity and Places. Understanding Feminist Geographies*, Minneapolis 1999.

⁴² Vgl. z. B. Peter Becker, *Fußballfans. Vormoderne Reservate zum Erwerb und zur Verteidigung männlicher Macht und Ehre*, in: Gisela Welck und Karin Völger (Hrsg.), *Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*, Köln 1990, S. 149-156.

⁴³ Hartmut Rupp, *Sportstadien als heilige Räume*, in: Hans-Georg Ulrichs u. a. (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion – Interdisziplinäre Beiträge*, Idstein 2003, S. 121-132.

⁴⁴ Dietrich Schulze-Marmeling, *Fußball. Zur Geschichte eines globalen Sports*, Göttingen 2000, S. 93.

⁴⁵ H. F. Moorhouse, *Scotland against England. Football and Popular Culture*, in: *International Journal of the History of Sport* 4, 1987, S. 189-202.

wohl die britische und amerikanische Forschung schon seit längerer Zeit die Sinnhaftigkeit eines solchen Unternehmens aufgezeigt hat. Ein solches Projekt müsste soziostrukturelle Prozesse verknüpfen mit einer Analyse der lebensweltlichen Mikroebene und einer die Impulse des ‚spatial turn‘⁴⁶ aufgreifenden Untersuchung sozialtopographischer und architektonischer Aspekte. Vorgängig wäre indessen eine vertiefte theoretische und methodische Diskussion zu führen, die sich allerdings vom Feuern auf bereits in der ‚allgemeinen‘ Geschichte eingeschossene Ziele zu entfernen hätte. Zudem würde sich der Fußball ideal als *tertium comparationis* einer international vergleichenden Stadtgeschichtsforschung eignen, wie sie in letzter Zeit vermehrt diskutiert wird.⁴⁷ Ist der Fußball als kulturelles Globalisierungsparadigma des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts generell ein unverzichtbares Untersuchungsobjekt einer als ‚Europäistik‘⁴⁸ oder gar als ‚World History‘⁴⁹ betriebenen Historiographie, so gilt dies aufgrund seines urbanen Charakters ganz besonders für die moderne Stadtgeschichte.

**PD Dr. phil. Christian Koller, Historisches Seminar der Universität Zürich,
chkoller@hist.unizh.ch**

⁴⁶ Vgl. dazu Jürgen Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: Neue Politische Literatur 43, 1998, S. 374-397; Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003.

⁴⁷ Vgl. Dieter Schott, Networks and Crossroads – Gedanken zur europäischen Stadt und zur bevorstehenden V. Internationalen Stadtgeschichts-Konferenz in Berlin 30.8.-2.9.2000, in: IMS H. 1/2000, S. 3-11.

⁴⁸ Vgl. z. B. Wolfgang Schmale, Europäische Geschichte als historische Disziplin. Überlegungen zu einer ‚Europäistik‘, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 46, 1998, S. 389-405; Heinz Duchhardt und Andreas Kunz (Hrsg.), ‚Europäische Geschichte‘ als historiographisches Problem, Mainz 1997.

⁴⁹ Vgl. z. B. Michael Geyer und Charles Bright, World History in a Global Age, in: American Historical Review 100, 1995, S. 1034-1060.

R E Z E N S I O N

J Ü R G E N D E N Z E L

Stefan Nielsen, Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur, Diss. phil. Frankfurt a. M. u. a. 2002, 669 S., 85,90 Euro.

Die deutschsprachige Sporthistoriographie hat dem Thema Sport und Großstadt bislang nur wenig Beachtung geschenkt. Stefan Nielsen legt dazu mit seiner Dissertation, die aus dem von den Historikern Jürgen Reulecke und Hans Jürgen Teuteberg geleiteten DFG-Projekt „Vergleichende historische Städteforschung“ hervorging, eine Pionierstudie vor, die ihresgleichen sucht. Dies gilt vor allem für ihre immense Quellenfülle sowie die breit angelegte Vorgehensweise. So untersucht Nielsen die Entwicklung sämtlicher relevanter Sportarten in den Städten Hamburg, Hannover, Braunschweig, Köln, Kiel und Essen im Zeitraum von 1870 bis 1930, wobei er auch die zunehmende gesellschaftliche und weltanschauliche Differenzierung der Sportvereine sowie die Anfänge kommunaler Sportförderung berücksichtigt.

In Absetzung zu der von Henning Eichberg in den 1970er Jahren entwickelten These von der engen Interdependenz zwischen Industrialisierung und Sport betont Nielsen zu Recht die Bedeutung der Hochurbanisierung für dessen Expansion. Die seiner Dissertation zugrunde liegende Fragestellung zielt auf die „Rolle des Sports bei der Entwicklung der urbanen Gesellschaft ebenso wie die Rolle der Entwicklung der modernen Stadt (...) auf die Herausbildung des modernen Sports“ (S. 23). Nielsen kommt zu dem Ergebnis, dass das Vorhandensein eines ‚großstädtischen Ambientes‘, insbesondere im Hinblick auf Sozial- und Infrastruktur, unabdingbare Voraussetzung für die Ausbreitung des Sports war. Dieses sei vor allem in den rasch expandierenden alten Bürgerstädten mit überregionaler Ausstrahlung wie Hamburg vorhanden gewesen, das gefolgt von Hannover und Köln, eine Vorreiterrolle bei der Sportentwicklung einnahm, wohingegen die sich neu bildenden Industriezentren Kiel und Essen abfielen. Der Autor führt dies vor allem darauf zurück, dass in letzteren das Großbürgertum und die neuen Mittelschichten, die zu den Pionieren der neu aufkommenden sportlichen Freizeitkultur zählten, vergleichsweise schwach vertreten waren.

Nielsen widerspricht der geläufigen Annahme vom Einsetzen des Massensports in der Weimarer Republik und situiert dessen eigentlichen ‚Take-off‘ im Zeitraum von 1900 bis 1914. Die Sportentwicklung während der 1920er Jahre sieht er durch eine zunehmende ‚vertikale Differenzierung‘ geprägt, die sich im Anwachsen von weltanschaulich geprägten Sportvereinen zeige, die vor allem im Kontext von Arbeiterbewegung und Kirchen aufkamen. Niensens These, dass die urbane Prägung des Sports bis in die Weimarer Republik dominierte, müsste allerdings durch Fallstudien zu einzelnen Sportarten noch genauer differenziert werden. So breitete sich der Fußball bereits im Kaiserreich im kleinstädtisch-ländlichen Raum – zum Beispiel im Umkreis des Bodensees – aus.

Das Aufkommen der kommunalen Sportförderung gestaltete sich laut Nielsen im Hinblick auf die verschiedenen Stadttypen uneinheitlich, zumal dieses stark von den persönlichen Präferenzen der Stadtoberhäupter abhängig war. So zeigte sich – im Gegensatz zum allgemeinen Trend in diesen Städten – in Hamburg die Stadtverwaltung anfangs eher zurückhaltend, wohingegen sie in Kiel bereits im Kaiserreich eine Vorreiterrolle einnahm. Dieses städtische Engagement für den Sport, das vor dem Hintergrund des Aufbaus moderner Leistungsverwaltungen mit erweitertem Aufgabenspektrum zu sehen sei, erklärt Nielsen vor aus allem gesundheits- und sozialpolitischen sowie ökonomischen Erwägungen. Die dem Sport zugeschriebene wehrertüchtigende oder disziplinierende Funktion hingegen habe nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Zudem sei der Sport im Unterschied zum Turnen insbesondere für die Städte mit überregionaler Ausstrahlung zu einem Imagefaktor geworden, was der Stadionbau zur Zeit der Weimarer Republik zeige. Während dieser anfangs imposant ausfiel, konstatiert Nielsen für die zweite Hälfte der 1920er Jahre einen Wandel hin zur flächendeckenden Errichtung kleinerer Sportanlagen, was nicht zuletzt den zunehmenden finanziellen Engpässen geschuldet gewesen sei.

Nielsen gebührt das Verdienst, eine grundlegende, fakten- und facettenreiche Studie zum Aufkommen des Sports in Deutschland vorgelegt zu haben, die – sieht man von den Arbeiten von Christiane Eisenberg ab – weitgehend Neuland betritt. Im Hinblick auf die Stringenz der Arbeit erweist sich der weit gefasste Rahmen jedoch oftmals als problematisch, zumal die einzelnen Themenblöcke zum Teil bereits für sich eine Fallstudie wert wären. Die von Nielsen gewählte Städtetypologie (alte Bürgerstädte versus neue Industriezentren, überregionale versus regionale Zentren) erscheint nicht für alle Themenschwerpunkte gleichermaßen ergiebig. Dies gilt insbesondere für die weltanschauliche, geschlechtsspezifische und ethnische Differenzierung der Sportvereine, für deren Untersuchung stärker die Entwicklungen auf nationaler Ebene berücksichtigt werden müssten. Zu den Vorzügen von Niensens Dissertation gehört nicht zuletzt, dass sie zahlreiche Anknüp-

fungspunkte für weitere Forschungen bietet. Dies gilt insbesondere für Niensens These vom Sport als ‚urbaner Verhaltensform‘, die von ihm nur sozialgeschichtlich konturiert wird. So erklärt Nielsen die Attraktivität des Sports mit dessen Einführung durch das gehobene Bürgertum und den Adel, deren Beispiel sozial tiefer stehende Schichten zur Nachahmung angeregt hätte. Anstelle exklusiver Sportarten wie Rudern oder Tennis hätten sie weniger aufwändigere Substitute wie Fußball oder Leichtathletik gepflegt, die allerdings auch einen deutlich anderen – vor allem exzessiveren – Charakter besaßen, so dass Zweifel an der Nachahmungsthese berechtigt sind. Es läge nahe, den urbanen Charakter des Sporttreibens stärker kulturgeschichtlich zu beleuchten, etwa im Hinblick auf die Rolle von Medien, Mode- und Körperidealen und zudem die alltägliche Praxis und deren Wahrnehmung ins Visier zu nehmen.

**Jürgen Denzel, Doktorand, Universität Freiburg,
Historisches Seminar, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
juergen.denzel@geschichte.uni-freiburg.de**

Stadt als cyborg. Anmerkungen zu einer neuen Debatte

Der „cyborg“ ist in neuerer Zeit zunehmend zu einem Thema sowohl der Populärkultur als auch akademischer Diskurse geworden, die sich mit dem Verhältnis von Technik und menschlichem Körper befassen. In den letzten Jahren wurde dieses Konzept ausgeweitet und auf Probleme von Architektur, Städten und städtischen technischen Netzwerken bezogen. Die Bandbreite der gegenwärtigen Debatte reicht von der technologischen Veränderung oder Erweiterung der Fähigkeiten des Stadtbürgers – eine Perspektive, die insbesondere in der technikbegeisterten futuristischen Literatur anzutreffen ist – bis hin zu einer Anwendung auf ganze Städte oder metropolitane Regionen, die als komplexe Netzwerke oder als spezielle Arrangements von Natur und Kultur verstanden werden, die städtisches Leben und Wachstum ermöglichen. Die Verwendung der cyborg-Idee in einem städtischen Kontext erstreckt sich von dem auf Individuen bezogenen Zusammenhang von Körper und Technik in medizinischen und Architektur-Debatten bis zur Analyse des Verhältnisses ganzer Bevölkerungsgruppen oder städtischen Teilräumen zu ihrer technologisch modifizierten Umwelt.

Die etymologischen Wurzeln des Begriffs „cyborg“ lassen sich zurückverfolgen zum „Organismus“, einem Begriff des 18. Jahrhunderts (von französisch „organisme“) und dem neueren Terminus „cybernetics“, den der Mathematiker Norbert Wiener in den 1940er Jahren zur Beschreibung von Untersuchungen über komplexe Systeme von Kontrolle und Kommunikation bei Tieren und Maschinen einführte. Der moderne Gebrauch des Wortes „cyborg“ wurde stark geprägt von den NASA-Forschern Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline, die den Begriff zuerst 1960 benutzten, um eine Serie von Experimenten zu beschreiben, mit denen erforscht wurde wie der menschliche Körper technisch erweitert werden könne, um Weltraumpaziergänge zu erlauben. Für Clynes und Kline hat jeder Organismus seine eigenen besonderen „Tätigkeitsfelder“, doch intelligente Organismen haben die Fähigkeit, ihre physischen Schranken durch die Schaffung einer technologisch erweiterten Existenz zu überwinden. Sie zogen dabei eine Analogie zwischen den

Möglichkeiten zur Weltraumerforschung und einem intelligenten Fisch: „Wenn ein Fisch an Land leben wollte, könnte er das nicht ohne weiteres tun. Theoretisch könnte jedoch ein besonders intelligenter und befähigter Fisch, wenn er über biochemische und physiologische Kenntnisse sowie über exzellente Laboratorien verfügte und ein guter Ingenieur und Kybernetiker wäre, möglicher Weise die Fähigkeit entwickeln Instrumente zu entwerfen, die ihm das Leben an Land und das Atmen erlauben würde.“¹ Überträgt man diese Analogie des „intelligenten Fisches“ vom Weltraumspaziergang auf das Leben in der modernen Stadt, so finden wir, dass städtisches Leben an Stelle des Atmungs- und Ernährungsapparates im Bild des Fisches an Land in ähnlicher Weise vom kontinuierlichen Funktionieren komplexer technologischer Systeme abhängt. Insofern bezieht sich die aktuelle Debatte um die „cyborg-Urbanisierung“ auf zentrale Prozesse der Moderne und das Ensemble der technologischen, wissenschaftlichen und medizinischen Errungenschaften, die das Alltagsleben in der modernen Stadt grundlegend verwandelt haben. Es gibt jedoch noch eine andere Dimension in der ursprünglichen Formulierung von Clynès und Kline: Die Fähigkeit des cyborg besteht nämlich nicht nur darin, den Stoffwechsel in einer feindlichen Umwelten zu organisieren, sondern die existenziellen unbewussten Körperfunktionen werden in einem erweiterten Sinn sicher gestellt, so dass menschliche Wesen „frei werden zu forschen, zu schaffen, zu denken und zu fühlen.“² Diese ursprüngliche Formulierung des cyborg unterstreicht also implizit die Möglichkeit, Körperfunktionen über die üblichen physischen Grenzen hinaus auszuweiten und stärkt zugleich den Glaube an eine technische Steigerung des menschlichen kreativen Potentials. Im Kontext der aktuellen Debatten über die „cyborg-Urbanisierung“ wiederholt sich diese doppelte Akzentuierung von metabolischen und kreativen Aspekten der „cyborg-„ Existenz in zwei recht unterschiedlichen Stadtdiskursen: Erstens wird die Stadt selbst als eine Form des „cyborg“ verstanden, in dem die städtische Gesellschaft mit komplexen technischen Netzwerken verbunden ist, und zweitens wird verstärkt erforscht, wie Technologien mit individuellen menschlichen Körpern interagieren. Durch alle diese Debatten zieht sich jedoch eine grundlegende Unklarheit über das Verhältnis von Technik und Gesellschaft: Die erste Generation der cyber-Theoretiker und ihre heutigen Nachfolger betrachteten neue Technologien vornehmlich als freiheitsstiftende Umsetzung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, während kritischere Stimmen stärker den Zusammenhang zwischen Technik und Machtausübung thematisierten.

¹ Manfred E. Clynès/Nathan S. Kline: „Cyborgs and space“, in: Chris Hables Gray (ed.) (1995) *The cyborg handbook* (London: Routledge) S. 29 (zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift *Astronautics* im September 1960). Vgl. auch Klaus Bartels (2005), *Cyborgs, Servonen, Avatare. Über semiotische Prothetik*. International Flusser Lecture (Köln: Walther König).

² Ebd., S. 30.

Etappen der cyborg-Debatte

Wenn man in die Debatte über den cyborg die Sphäre der Kultur einbezieht, trifft man dort auf ein großes Interesse an der Fusion von Technik und Körper lange bevor der Begriff cyborg auftrat. Das in der Phantasie vollzogene unmittelbare Zusammenwirken von Mensch und Maschine findet sich beispielsweise schon in den frühen Zeiten des Kinos, etwa bei Fritz Lang, oder in der Kunst bei Hans Bellmer und Francis Picabia. Damit lässt sich die Rede vom cyborg zurückdatieren und als zentrales Element einer moderne-kritischen Debatte identifizieren, die quasi als Gegendiskurs zur Technikbegeisterung der Moderne des 20. Jahrhunderts geführt wurde. In neuerer Zeit ist der Begriff cyborg zunehmend verwandt worden in Bezug auf eine Reihe von medizinischen und wissenschaftlichen Entwicklungen, so z.B. für das Klonen, die In-vitro-fertilisation, die Gentechnik, neue Prothesetechnologien und andere ausgeklügelte Medizintechnik. Parallel dazu hat der cyborg-Begriff über seine Wurzeln in der Literatur und im Kino der Moderne sowie seine Verwendung in der Gegenwartskunst hinaus als zentrales Element eine Reihe „post-moderner“ Kulturdebatten stark beeinflusst.³ Vor allem seit den 1980er Jahren wurde die Idee des cyborg zunehmend auch in stärker theoriebezogenen Ansätzen verwandt, um die Schnittstellen zwischen Technik und menschlichem Körper zu erkunden. Ein Schlüsseltext war hier Donna Haraways Essay „A cyborg manifesto“, zuerst 1985 veröffentlicht in der *Socialist Review* und später aufgenommen in ihre einflussreiche Textsammlung „*Simians, cyborgs and women*“. In der Einleitung heißt es unter anderem:

„Ein cyborg ist eine hybride Kreatur, komponiert aus Organismus und Maschine. Doch cyborgs sind zusammen gesetzt aus besonderen Arten von Maschinen und aus besonderen Arten von Organismen des späten 20. Jahrhunderts. Cyborgs sind hybride Einheiten der Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg, die zunächst aus uns selbst und anderen organischen Kreaturen in unserer „High-Tech“-geformten Gestalt als Informationssysteme, Texte und ergonomisch kontrollierte Arbeits-, Wunsch- und Reproduktionssysteme gebildet werden. Der zweite essentielle Bestandteil in cyborgs sind Maschinen, und zwar ebenfalls in ihrer Gestalt als Kom-

³ Als frühe Beispiele für die Entwicklung und Bedeutung der Kybernetik vgl. z. B. L.-J. Delpech (1972): *La cybernétique et ses théoriciens* (Paris: Casterman); F. H. George (1977): *The foundations of cybernetics* (London: Gordon and Breach); D. S. Halacy (1965): *Cyborg: evolution of the superman* (New York: Harper & Row); Henri Lefebvre (1971): *Vers le cybernanthrope* (Paris: Denoël/Gonthier); N. Negroponte (ed.) (1975): *Soft architecture machines* (Cambridge, MA: The MIT Press); Nicolas Schöffer (1973) [1969]: *La ville cybernétique* (Paris: Denoël/Gonthier) und den Beitrag von Norbert Wiener (1948): *Cybernetics or control and communication in the animal and the machine* (Cambridge, MA: The MIT Press).

munikationssystem, Texte und selbst handelnde, ergonomischgestaltete Apparate.“⁴

Diese knappe, aussagekräftige Definition erinnert daran, dass die Idee des cyborg in ihrer ursprünglichen Fassung bei Haraway im Kern ein vorrangig politisch und intellektuell akzentuiertes Konzept ist. Das frühe Werk von Haraway ist bestimmt unter anderem von der nach-Heideggerianischen Technikkritik der 1980er Jahren und bildet eine Brücke zwischen verschiedenen Ansätzen neo-marxistischer Politischer Ökonomie, feministischer Wissenschaftstheorie und poststrukturalistischer Theorie. Seit dieser Zeit hat es auch als Herausforderung für verschiedene Konzepte zum Verhältnis zwischen Natur und menschlichen Gesellschaften gewirkt. In der Folge wurden in feministisch beeinflussten Wissenschafts- und Technikstudien essentialistische Konzepte zur Geschlechterdifferenz kritisch hinterfragt und dichotome Konstruktionen von Natur und Kultur durch komplexere „hybride“ Perspektiven ergänzt.

Die cyborg-Idee teilt eine Reihe von Gemeinsamkeiten mit verwandten Konzepten wie z.B. „cyberspace“, Kybernetik und „cyberpunk“. Trotzdem unterscheidet sich der Gebrauch des cyborg-Begriffs heute von diesen virtuellen, analytischen und fiktionalen Konstrukten, da er sich zurückbezieht auf den lebenden und atmenen menschlichen Körper. Während die „cyber-“, Metapher vorrangig mit verschiedenen Formen der Virtualität verbunden wird, ist die „cyborg“-Idee eng verbunden mit einer körperlichen Raumerfahrung.⁵ In diesem Sinne kann der Begriff verwandt werden für eine alternative Lesart des Wachstums und der Entwicklung von Städten, in der die Erzählungen von der zunehmenden De-Materialisierung, Flüchtigkeit von Räumen und Virtualisierung kritisch hinterfragt werden. In dieser Sichtweise wurde das menschliche Bewusstsein in der früheren Phase der digitalen Revolution weithin wahrgenommen als gefangen zwischen dem „fleischlichen Raum“ des Körpers (meat space, William Gibson) und der Eigendynamik der körperlosen digitalen oder virtuellen Sphäre. In dem Maß, in dem diese vorgebliche Polarität zwischen virtueller und physischer Welt, die von der ersten Welle der Cyber-Literatur herausgestellt wurde, an Überzeugungskraft verlor, gewann die cyborg - Metapher mit ihrer expliziten materiellen Grundierung an Bedeutung. Sie entspricht dem Abschied von der Idee einer eigenen „virtuellen Realität“, die vielmehr wieder stärker an lokale Kontexten zurückgebunden und in ein neues Konzept von „Realität“ eingebettet wird, z.B. bei Slavoj Žižek, oder sogar verspottet wird von

⁴ Donna Haraway (1991a): *Simians, cyborgs, and women: the reinvention of nature* (London: Free Association Books) S. 1. Zu Details der Entwicklung und Wirkung des „cyborg manifesto“ vgl. Zoë Sofoulis (2002): „Cyberquake: Haraway’s manifesto“; in: Tofts, D./Jonson A. /Cavallaro, A. (Hg.): *Prefiguring cyberculture: an intellectual history* (Cambridge, MA: The MIT Press) S. 84-103.

⁵ Vgl. William Gibson (1986) [1984]: *Neuromancer* (London: Harper Collins).

Autoren wie Elizabeth Grosz.⁶ Die besondere Aufmerksamkeit, die das cyborg-Konzept der materiellen Schnittstelle zwischen dem Körper und der Stadt widmet, wird vielleicht am deutlichsten in der physischen Infrastruktur, die den menschlichen Körper mit ausgedehnten technologischen Netzwerken verbindet. Wenn man den cyborg als eine kybernetische Schöpfung versteht, als Hybrid von Maschine und Organismus, können städtische Infrastrukturen konzeptionalisiert werden als verbindende lebensunterstützende Systeme.⁷ Der moderne Haushalt zum Beispiel ist zu einem komplexen „Außenskelett“ für den menschlichen Körper geworden, den er mit Wasser, Wärme, Licht und anderen Lebensmitteln versorgt. Ein solcher Haushalt kann verstanden werden als „prothetisch und prophylaktisch“ in dem Sinne, dass hier modernistische Unterscheidungen zwischen Natur und Kultur sowie zwischen Organischem und nicht Organischem verschwimmen.⁸ Und über die Grenzen des Haushaltes hinaus findet man ein damit verbundenes weites System von Netzwerken, Röhren und Kabeln, die das Funktionieren der modernen Stadt ermöglichen.

Die Stadt im Körper

Der cyborg ist ein doppeldeutiges Konzept nicht nur in Bezug auf Science Fiction-Kino oder Literatur, sondern auch in der Sphäre sozialer und politischer Konflikte. Die Idee des cyborg als einer technisch determinierten Bedrohung oder Monstrosität zum Beispiel ist Teil eines lang anhaltenden Gegen-Diskurses gegen moderne Überzeugungen vom dauerhaften technischen Fortschritt. Sie artikulierte eine neue Welle von Angst- und Abwehrreaktionen gegen die Invasion externer Techniken in den Körper, die, so schien es, das menschliche Subjekt zu eliminieren oder zu überformen drohte. Paul Virilio fasste die Kolonisierung des Körpers durch neue Techniken als „eine Revolution von Transplantationen“ auf, die eine „dritte Welle“ der Moderne in der Folge der früheren Transport- und Kommunikations-Revolu-

⁶ Vgl. Slavoj Žižek (2002): “From virtual reality to the virtualisation of reality”, in: Neil Leach (ed.): *Designing for a digital world* (Chichester: Wiley-Academy) S. 122-126 und Elizabeth Grosz (2001): *Architecture from the outside: essays on virtual and real space* (Cambridge, MA: The MIT Press).

⁷ Vgl. z.B. Matthew Gandy (2002): *Concrete and clay: reworking nature in New York City* (Cambridge, MA: The MIT Press); A. Marras (1999): “Hybrids, fusions, and architecture of the in-between”, in: A. Marras (ed.): *ECO-TEC: architecture of the in-between* (New York: Princeton Architectural Press) S. 2-9; und William J. Mitchell (2003): *Me ++: the cyborg self and the networked city* (Cambridge, MA: The MIT Press).

⁸ Anthony Vidler (1990): “Case per cyborg: protesti domestiche da Salvador Dali a Diller e Scofidio / Homes for cyborgs: domestic prostheses from Salvador Dali to Diller and Scofidio”, in: *Ottagono* 96, S. 37.

tionen markiere.⁹ Virilio spricht von einer fortschreitenden „Neo-Eugenik“, in der ein militärisch-wissenschaftlicher Imperialismus eine Kolonisierung des menschlichen Körpers betreibt, so dass nicht länger vom Körper in der Stadt zu sprechen sei, sondern von der „Stadt im Körper“.¹⁰ Die cyborg-Figur wird in dieser Sicht zum Symbol einer Militarisierung der Gesellschaft, bei der es nicht mehr um den Astronaut in der Epoche des Kalten Krieges, sondern um technisch aufgerüstete Soldaten des 21. Jahrhunderts geht. Die wachsende Bedeutung von Städten in Kriegen bringt dabei zunehmend militärische Strategien hervor, die besonders gezielt auf die Zerstörung von Versorgungsnetzen wie Wasser und Strom ausgerichtet sind, um die Zivilbevölkerung zu unterwerfen und die Kerne politischen Widerstandes zu unterdrücken (der Anteil ziviler Opfer in Kriegen ist dabei weltweit von etwa fünf Prozent rund um den Ersten Weltkrieg auf heute über 75 Prozent gestiegen).¹¹ Eine gezielte Abkoppelung moderner Gesellschaften von städtischen technischen Netzwerken oder „De-cyborgisation“, um Timothy Lukes Ausdruck zu gebrauchen, wirkt derart marginalisierte Gemeinschaften auf ein Niveau der Subsistenzgefährdung zurück, so dass sie nicht länger handelnde „politische Subjekte“, sondern nur noch um die bloße Existenz kämpfende Einwohner sind.¹² Durch eine derartige absichtliche Ausbürgerung aus der Moderne sehen sich die betroffenen Gesellschaften mit einer Kombination von Krankheit, Verarmung und offener Gewalt konfrontiert. In dieser Perspektive beleuchtet das cyborg-Konzept sowohl ausgeklügelte Techniken gegenwärtiger Kriegsführung als auch die Verwundbarkeit moderner Gesellschaften durch absichtliche technische Abkoppelungen.

In Abgrenzung gegen eher technikskeptische Lesarten begreifen andere Autoren den cyborg als einen Weg zur „post-humanen“ Existenz, in denen der Körper von den illusorischen Beschränkungen des vorgeblich autonomen Selbst befreit werde. Der japanische Architekt Akira Suzuki, ein führender cyber-Theoretiker, skizziert einen neuen Typ sozialer Formation, der im heutigen Tokyo sichtbar wird. Er beschreibt eine Stadt, die bevölkert ist von „androiden Krähen“, technologisch vernetzten Individuen ohne feste Bindungen an den Arbeitsplatz oder den heimischen Herd. Für Suzuki wird die neue städtische Landschaft geprägt von elektromagne-

⁹ Paul Virilio (1997) Interview mit James Der Derian. Übers. v. James Der Derian, /Michael Degener/ Lauren Osepchuk: http://proxy.arts.uci.edu/~nideffer/_SPEED/1.4/articles/derderian.html (Zugriff vom 22.12.03) S. 6.

¹⁰ Vgl. Paul Virilio (1995) [1993]: *The art of the motor*. Übers. J. Rose (Minneapolis: University of Minnesota Press).

¹¹ Zu Aspekten heutiger Kriegsführung vgl. Stephen Graham (2003): „Lessons in urbicide“, in: *New Left Review* 19, S. 63-77.

¹² Vgl. Timothy Luke (1996): „Liberal society and cyborg subjectivity: the politics of environments, bodies, and nature“, in: *Alternatives: social transformation and human governance* 21, S. 1-30.

tischen Wellen, die eine „elektronische Landschaft (produzieren), die von ihren Benutzern ständig ‘updated’ wird.“¹³ Der cyborg ist dabei eine Figur, die das Konzept der Aufklärung vom autonomen Individuum hinter sich lässt und eine Welt grenzenloser Interaktion und Möglichkeiten eröffnet. Der Architekturkritiker William J. Mitchell zieht in diesem Sinne eine Linie vom „Vitruv’schen“ Menschen zu dem gegenwärtigen vernetzten Stadtbürger als „räumlich erweitertem cyborg“.¹⁴ „Für Jahrtausende“, schreibt Mitchell, „waren Architekten mit dem durch die Haut begrenzten Körper und seinem unmittelbaren sinnlichen Umfeld befasst (...), nun müssen sie sich elektronisch aufgerüsteten, re-konfigurierbaren, virtuellen Körpern widmen, die über räumliche Distanzen hinweg fühlen können und doch teilweise verankert bleiben in ihrer unmittelbaren Umgebung.“¹⁵ Mitchell setzt hier frühere technikgeschichtliche Ansätze von Autoren wie z.B. Sigfried Giedion, Reyner Banham und Pierre Naville fort, die die Moderne als eine Serie von revolutionären technischen Innovationen begriffen. Konzentriert auf drahtlose Infrastrukturen erkundet Mitchell die außerordentlichen technischen Potentiale der cyber city und die steigende Bedeutung digitaler Codes für fast alle Sphären menschlicher Aktivität. Doch ist dies eine merkwürdig undifferenzierte Zukunftsvision, aus der soziale Polarisierungen und räumliche Exklusionen weitgehend ausgeblendet bleiben. Das undifferenzierte „wir“ dieser futuristischen Stadtliteratur tendiert dazu, die zunehmenden Disparitäten im Zugang zwischen „vernetzten“ und „nicht vernetzten“ Infrastrukturen zu übersehen, die sich besonders deutlich in den infrastrukturellen Krisen der schnell wachsenden Städten der südlichen Hemisphäre zeigen. Mitchell behauptet zum Beispiel, dass wir einen „Wandel von einer durch Grenzen und Einschließungen strukturierten Welt hin zu einer Welt erleben, die auf allen Ebenen von Verbindungen, Netzwerken und Informationsflüssen dominiert wird“. Was dabei ignoriert wird, sind die zerstörerischen Disparitäten zwischen der Mobilität von Kapital und Arbeit, die neue Formen der ökonomischen Unterwerfung in der südlichen Hemisphäre hervorgerufen haben.¹⁶ Letztlich ist Mitchells Perspektive so stark vom technischen Wandel bestimmt, dass dieser beginnt, die Rolle einer global gleichförmig wirksamen Variable einzunehmen.

¹³ Akira Suzuki (2001): *Do android crows fly over the skies of an electronic Tokyo? The interactive urban landscape of Japan* (London: Architectural Association) S. 9.

¹⁴ William J. Mitchell (2003): *Me ++*, S. 39.

¹⁵ William J. Mitchell (1998): „Cyborg civics“, in: *Harvard Architecture Review* 10, S. 173.

¹⁶ William J. Mitchell (2003): *Me ++*, S. 5.

Auf dem Weg zu einer Neubestimmung menschlichen Handelns in der Stadt

Das Verschwimmen der Grenzen zwischen dem Körper und der Stadt verlangt eine Neubestimmung menschlicher Handlungsmöglichkeiten. Ein dahingehend erweitertes Konzept menschlichen Handelns müsste unter anderem die Rolle biophysikalischer Prozesse und sozio-kultureller technischer Systeme einbeziehen, die die soziale Herstellung des Raums beeinflussen. Bruno Latour hat hier die verschiedenen Ebenen der Analyse betont, mit denen unser Konzept vom Handeln auf die Integration von Objekten, Formen, Strukturen und nicht-menschlichen Elementen hin zu erweitern ist. Letztere blieben sowohl aus der positivistischen als auch aus der neo-marxistischen Wissenschaftstradition systematisch ausgeschlossen.¹⁷ Während Haraway besonders die Affinitäten zwischen menschlicher und nicht-menschlicher Natur betonte, bestand der Beitrag von Latour in der Hervorhebung und Kartierung der „Kaskaden kleiner Einzelentscheidungen“, mit denen die verschiedenen Netzwerke und Strukturen verbunden werden.¹⁸ Der cyborg kann daher in einem Latour'schen Sinne verstanden werden sowohl als eine neue Form sozialer Interaktion im Raum als auch als offenes Konzept in Opposition zu simplifizierenden modernistischen Diskursen. Statt vorrangig städtischen Planungen, Massenbewegungen oder technischen Interventionen gilt das Interesse eher den zufälligen Arrangements von Menschen, Objekten und Natur. Dabei ist die öffentliche Sphäre im Sinne von Latour mit seinem hybriden Konzept des Handelns anders angelegt als die der Habermas'schen philosophischen Tradition, da sie das Konzept menschlichen Handelns radikal erweitert und technische sowie organisatorische Systeme einbezieht, die die Frankfurter Schule aus der Sphäre der ethischen und politischen Urteilsbildung ausschloss.

Die cyborg-Metapher umfasst über die Körper-Stadt-Schnittstelle hinaus Prozesse des Verschwimmens, der Vermischung und der kulturellen Neu-Erfindung in der Stadt. Damit können auch neue Raumbildungen und verräumlichte Machtverhältnisse beschrieben werden sowie lokal abweichende Arrangements von Ideen und Praktiken aus verschiedenen Kontexten kolonialer und post-kolonialer Stadtentwicklung, wie etwa Elemente brasilianischer Architektur, die mit zurückgekehrten ehemaligen Sklaven in das westafrikanische Lagos transferiert wurden, oder das Aufkommen neuer linguistischer und musikalischer Formen etwa in den Slumgebieten von Kibera außerhalb von Nairobi.¹⁹ Die cyborg-Metapher kann hier

¹⁷ Bruno Latour (1993) [1991]: *We have never been modern* (New York: Harvester Wheatsheaf).

¹⁸ Benedikte Zitouni (2004): *Donna Haraway and Bruno Latour: quid urban studies?* Paper presented to the conference *Techno-Natures* held at the University of Oxford, 25 June.

¹⁹ Vgl. z.B. John Ryle: "The many voices of Africa" in *Granta: the view from Africa* 92, S. 9-15.

benutzt werden zur Überwindung der Grenzen kultureller Diskurse, die historischen Wandel bezogen auf innerlich homogene und genau umgrenzte Gebiete untersuchen und erklären.

Die Komplexität menschlichen Handelns in der cyborg- Stadt verlangt auch ein neues Verständnis der überkommenen öffentlichen Sphäre im Rahmen des technischen Wandels, doch hilft die cyborg-Idee auch, die Veränderung in der infrastrukturellen Versorgung darauf zu beziehen? Wenn das zunehmende Zusammenspiel von menschlichen und künstlichen Sensoren die Idee untergraben hat, dass „bewusstes Handeln den Kern menschlicher Identität“ bildet, wie Katherine Hayles feststellt, dann widerspricht dies zahlreichen kulturgeschichtlichen Forschungen, die gerade von einer Ko-Evolution von materiellen Realitäten und kulturellen Deutungsmustern ausgehen.²⁰ Alain Corbin hebt in Bezug auf die historische Entwicklung von Geruchswahrnehmungen eine zunehmende individualisierte Erfahrung der Moderne hervor, bei der sich gemeinsame Erfahrungen in unterschiedlichen Deutungsmustern niederschlagen.²¹ Hayles und andere „post-humane“ Theoretiker vertreten dagegen faktisch die Meinung, dass neue Formen des „verteilten Wissens“ stärker integrierte als individualisierte Systeme sinnlicher Wahrnehmung schaffen, in Abgrenzung zur herrschenden Meinung über die Entwicklung von Bewusstsein und Erfahrung in der Moderne. Die cyborg city kann daher auch verstanden werden als eine Form der „geteilten Wahrnehmung“, die einen Kontrast zum individuellen Flaneur der Stadt des Industriezeitalters bildet.

Wenn das „autonome Selbst“ als eine illusorische und sozial und historisch hochgradig beschränkte Form menschlicher Erfahrung angesehen werden kann, gilt es die Eigenschaften des menschlichen Subjekts in der cyborg- Gesellschaft neu zu erfassen. Wenn die Schnittstelle zwischen Körper und Stadt nicht-dualistisch gedacht wird, dann verschwimmen auch die Unterscheidungen zwischen Bewusstsein und Körper sowie zwischen materieller und virtueller Dimension. Aber was geschieht, wenn das menschliche Subjekt zunehmend bestimmt wird von komplexen städtischen Systemen? Wenn noch relativ einfach nachzuvollziehen ist, dass für unsere Interaktionen im Raum nach Mitchell „Silikon, Kupfer und magnetische Subsysteme“ eine zunehmend größere Rolle spielen, ist es viel schwieriger, ethische Urteile als digitalisierte Prozesse weiträumiger Interaktionen von Menschen und nicht-menschlichen Maschinen und Netzwerken aufzufassen.²² Aber selbst wenn sich die Nanotechnologie wie eine allseitig vernetzte Haut über alle Bereiche des

²⁰ N. Katherine Hayles (1999): *How we became posthuman: virtual bodies in cybernetics, literature, and informatics* (Chicago: The University of Chicago Press) S. 288.

²¹ Alain Corbin (1986) [1982]: *The foul and the fragrant: odor and the French social imagination* (Cambridge, MA: Harvard University Press).

²² William J. Mitchell (2003): *Me ++*, S. 168.

Alltags ausbreiten würde (zumindest in den Knotenpunkten der global cities), bliebe die Unterscheidung von menschlichen und nicht-menschlichen Formen der Empfindung wichtig. Letztlich lässt die These eines „verteilten Bewusstseins“ von Seiten der Advokaten der künstlichen Intelligenz wie Gregory Bateson, Michio Kaku und anderen die Unterschiede zwischen Empfindung und Nicht-Empfindung sowie zwischen menschlichen Körpern und Maschinen zu stark verschwimmen und führt zu einer Art digitalem Essentialismus, der die Möglichkeiten einer Weiterentwicklung des städtischen Lebens eher verdeckt als aufzeigt. Die wachsende Bedeutung nicht-menschlicher Entscheidungsvorgänge markiert einen Einbruch in die Sphäre des menschlichen Bewusstseins. Durch das Vordringen des „verteilten Bewusstseins“ ist der gebaute Raum der Stadt nicht nur ein Teil des menschlichen Körpers geworden, sondern hat auch begonnen in Denkprozesse einzugreifen.

Zur Dialektik des cyborg und der Transformation der Natur

Trotz der großen gedanklichen Nähe zwischen dem cyborg und verschiedenen Theorien des Virtuellen und Digitalen steht das Konzept nicht notwendig im Konflikt mit materialistischen Lesarten des städtischen Raums. Die cyborg- Metapher erlaubt vielmehr, das Zusammenspiel zwischen sozialen und bio-physikalischen Prozessen zu konzeptualisieren, in denen städtische Räume entstehen. Am Beispiel des Wassers lassen sich etwa die Verbindungen zwischen den globalen Kapitalströmen und den konkreten hydrologischen Kreisläufen bei der „Herstellung von hybriden Wassern und cyborg cities“ aufzeigen. Die Idee der cyborg city, wie sie der Geograph Erik Swyngedouw benutzt, bietet einen Erklärungsrahmen und eine heuristische Strategie, die „neue Felder des Denken über und des Handelns in der Stadt“ eröffnet.²³ Im Kontrast zu Mitchell benutzt Swyngedouw den cyborg-Begriff in einem relationalen Sinn, um sozio-ökologische Konstellationen aufzuzeigen, die die Produktion von Raum stärker beeinflussen als die Figur des technologisch erweiterten Stadtbürgers. Hier wird, in starker Abweichung von der eher technisch orientierten Literatur, die politische Ökonomie der cyborg city in den Mittelpunkt gestellt. Eine derartige materialistische Lesart der cyborg city kann genutzt werden, um einige Facetten der Geschichte der kapitalistischen Urbanisierung genauer zu beleuchten, wie z.B. das Zusammenspiel von Waren- und zyklischen Kapitalströmen, die ihrerseits Investitionszyklen im Städtebau hervorbringen. Am Beispiel der Stadt Guayaquil in Ecuador setzt Swyngedouw die Urbanisierung von Natur – am Beispiel der Konstruktion der Wasser-Infrastruktur – in Bezug zu Investitionszyklen

²³ Erik Swyngedouw (1996): “The city as a hybrid: on nature, society and cyborg urbanization”; in: Capitalism, Nature, Socialism 7, S. 80.

in Kakao, Bananen und Öl, so dass „die Transformation von Natur zum Bestandteil von Machtverhältnissen wird, in denen sich der Urbanisierungsprozess entfaltet.“²⁴ Die cyborg- Metapher reicht hier weiter als die neo-marxistische Theorie der sozialen Produktion von Natur, da sie sich von der Mikroebene von Körper und Haushalt bis zum Verhältnis von Natur und Kultur auf der Ebene von Metropolregionen erstreckt. Dennoch ist das cyborg- Konzept nicht unvereinbar mit neo-marxistischen Konzepten der Verbindung zwischen materiellem und abstrakten Raum, da es materialistische und idealistische Komponenten vereint und gegen eine rein phänomenologische oder fragmentierte Weltsicht von einer Vielfalt von Handlungssphären und –möglichkeiten ausgeht. Der relationale oder dialektische cyborg mit seiner expliziten Beschäftigung mit verschiedenen Kapitalformen – von konkreten Gebäuden bis zu spekulativen Abstraktionen – bildet eine klare Alternative zu neo-organistischen oder positivistischen Modellen des städtischen Raums.

Eine materialistische Lesart der cyborg- Metapher kann auch ausgeweitet werden auf die Mikro-Sphäre der Macht, die die Strukturen und die Nutzung des privaten Raums im modernen Haushalt bestimmt. Die häusliche Sphäre ist ein zentraler Schauplatz der Herstellung neuer Verbindungen zwischen dem Körper und großräumigen technischen Netzwerken, in denen sich Prozesse intensivieren, die schon in der industriellen Stadt und der Frühphase der vernetzten Stadt einsetzen. Die technische Aufrüstung der zeitgenössischen Stadt hat zu einer Intensivierung der Abhängigkeit und Ko-Evolution zwischen städtischer Gesellschaft und technischen Netzwerken geführt. Hier sind wir in eine neue Epoche eingetreten, die Mitchell als „Me++“-Komplex der cyborg city charakterisiert und die die früheren Arrangements der fordistischen Ära überformt.²⁵ Die letzte Welle digitaler Architektur geht beispielsweise von sich selbst organisierenden Apparaten im modernen Haushalt aus, mit denen die Unterscheidung zwischen dem Haus und seiner Einrichtung tendenziell verschwindet und neue Arten von interaktiven und ergonomischen Räumen geschaffen werden.²⁶ Noch sind allerdings die Folgen dieses sich herausbildenden Gefüges neuer häuslicher Technologien auf das menschliche Verhalten unklar. Die Entwicklung des privaten Raums schafft durch die disziplinierenden Effekte der modernen Technologien auf das menschliche Verhalten auch spezifische Machtkonstellationen. Hier ist allerdings nicht nur die räumlich-physisch vernetzte Infrastruktur von Bedeutung, sondern auch die sozialen Netzwerke und

²⁴ Erik Swyngedouw: „Power, nature, and the city. The conquest of water and the political ecology of urbanization in Guayaquil, Ecuador: 1880-1990“, in: *Environment and Planning A* (1997) S. 328.

²⁵ Vgl. z.B. F. Nantois (2002): *La révolution informationnelle en architecture (de 1947 à nos jours): De la cybernétique au cyberspace* (Unveröff. Doktorarbeit, Universität Paris 8 – Vincennes Saint-Denis).

²⁶ Vgl. P. Schumacher (2002): „Robotic fields: spatialising the dynamics of corporate organisation“, in: Neil Leach (ed.): *Designing for a digital world* (Chichester: Wiley-Academy) S. 108-116.

institutionellen Formen, die das Funktionieren dieser Strukturen erst ermöglichen. Die Entwicklung der cyborg city ist daher eng verbunden mit der Herausbildung von modernen Formen der Governance oder „gouvernementality“, um den Begriff Foucaults zu benutzen, in denen menschliches Verhalten indirekt geformt wird, um es nach den modernen Konzepten von Rationalität auszurichten.²⁷ Von der technischen Vernetzung im 19. Jahrhundert zur Nanotechnologie des 21. Jahrhunderts beleuchtet die cyborg-Debatte auch die Herausbildung von verschiedenen Formen der Gouvernementalität als Antwort auf die technische Transformation des Alltagslebens

Schluss

Was sind somit die Implikationen der cyborg-Debatte für die Stadtforschung und insbesondere die stadthistorische Forschung? Wie gesehen, hat sich hier zum einen eine engere Perspektive herausgebildet, die die technische Erweiterung des Alltagslebens in der modernen Stadt in den Mittelpunkt stellt und eng verbunden ist mit Architektur-Diskursen von Mitchell, Suzuki und anderen. Wenn es historisch reflektiert wird, hat das cyborg-Konzept jedoch das Potential über die Idee eines individuellen „cyborg-Bürgers“ hinaus zu gehen und weiter gehende Fragen der „Gouvernementalität“ im Sinne Foucaults aufzuwerfen sowie die disziplinierenden Effekte der Technik auf moderne städtische Gesellschaften zu betrachten. Die cyborg-Figur kann auch ikonographische Analysen moderner Kultur bereichern – besonders für das Kino – und zu weit reichenden Aussagen über die lang anhaltende kulturelle Ambivalenz gegenüber Technik in der Moderne führen.²⁸ Da es über die Wahrnehmung des cyborg als einer individuellen Figur oder kulturellen Einheit hinausgeht, ist das Konzept auch angewandt worden um die veränderten Bezüge zwischen Natur und Kultur in der Herstellung moderner Landschaften zu analysieren. Hier hat sich die Zusammenführung von Haraways Konzept der Hybridität mit neuen Ansätzen der Politischen Ökonomie als fruchtbar erwiesen.²⁹

²⁷ Über Foucault, bezogen auf Städte und “Governmentality”, vgl. Colin Gordon (1991): “Governmental rationality: an introduction”, in: G. Burchell/C. Gordon/P. Miller (Hg.): *The Foucault effect: studies in governmentality* (Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf) S. 1-52; Thomas Osborne (1996): “Security and vitality: drains, liberalism and power in the nineteenth century” in A. Barry/T. Osborne/N. Rose (Hg.): *Foucault and political reason: liberalism, neo-liberalism and the rationalities of government* (London: UCL Press) S. 99-121.

²⁸ Vgl. z.B. M. Biro (1994): “The new man as cyborg, figures of technology in Weimar visual culture”, in: *New German Critique* 62, S. 71-110; Scott Bukatman (1993) *Terminal identity: the virtual subject in post-modern science fiction* (Durham, NC: Duke University Press) und Georges Teyssot (1997) “Body-building: towards a new organicism” *Lotus* 94, S. 118-31.

²⁹ Zur historischen Analyse “hybrider Landschaften” vgl. Erik Swyngedouw (1999): *Modernity and hy-*

Über diese bereits vorliegenden Ergebnisse hinaus steckt in der cyborg-Debatte das Potential für weitere Erkenntnisse sowohl hinsichtlich der Identifizierung neuer empirischer Untersuchungsfelder als auch der Entwicklung neuer analytischer Strategien zur Analyse städtischer Räume.

Analog zu dem Hinweis Latours, dass wir niemals modern waren, ließe sich argumentieren dass wir immer eine cyborg-Existenz geführt haben – von den Aquädukten zu den I-Pods –, da praktisch jede menschliche Lebensäußerung eine Kombination verschiedener kultureller und technischer Fertigkeiten beinhaltet, die von den Ursprüngen der Sprache bis zu den neuesten Entwicklungen der Materialforschung reicht. Bei einer derartigen Preisgabe jeder historischen und geographischen Verortung der cyborg-Idee setzt man jedoch ihre analytische Brauchbarkeit als Mittel zur Auseinandersetzung mit der kulturellen und technischen Komplexität der zeitgenössischen Stadt aufs Spiel. Der Historiker Antoine Picon zum Beispiel benutzt den Begriff cyborg als einen Weg, um simultan die Komplexität der materiellen wie der virtuellen Dimensionen der zeitgenössischen Stadt in den Griff zu bekommen. Es ist ein Konzept, das den Forscher befähigt, in das Verständnis von Städten zahlreiche disparate Momente wie etwa literarische Zeugnisse oder auch architektonische Interventionen zu integrieren.³⁰ Die Geschichte des cyborgs enthält sowohl Technikkritik als auch verschiedene Formen der Technik-Euphorie, und wenn es erweitert wird von einem bloß deskriptiven oder metaphorischen Werkzeug zu einem analytischen Rahmen, wird es zu einem fruchtbaren Ansatz unter den konzeptionellen Angeboten in der Stadtforschung

Die Idee der cyborg-Urbanisierung hat sich entwickelt als ein Weg, um den Zusammenhang von Körper und Technik zu konzeptualisieren, der der heutigen Stadt unterliegt, und zugleich als ein Korrektiv zu jenen Positionen, die die digitale oder virtuelle Sphäre einseitig gegenüber dem materiellen Raum zu privilegieren suchen. Das cyborg-Konzept kann in diesem Sinn beitragen zu Bemühungen, die Stadt zu „re-materialisieren“ und substantielle Verbindungen von Körper, Technik und Raum zu erforschen. Doch welcher Typ von Stadt ist gemeint mit dieser Verschiebung der Betonung in Richtung der körperlichen Dimension in der Erfahrung von Stadt? Und, noch wichtiger, welche politischen Implikationen sind verbunden mit der Verwendung des cyborg-Konzepts in städtischen Diskursen? Nun, die Idee des cyborgs schärft das Bewusstsein dafür, wie stark inzwischen die mit der industriellen Metropole assoziierte öffentliche Sphäre fragmentiert ist und neue Formen technisch bestimmter Politik entstehen. Um diese aktuellen städtischen Entwick-

bridity: nature, regenerationismo, and the production of the Spanish waterscape, 1890-1930, in: *Annals of the Association of American Geographers*. 89, S. 443-465.

³⁰ Antoine Picon (1998): *La ville territoire des cyborgs* (Paris: Les Éditions de L'imprimeur).

lungen angemessen zu verstehen, ist ein neues konzeptionelles Vokabular zum Verhältnis von Individuum und Technik in der modernen Stadt von Nöten.

Das Verschwinden traditioneller Handlungsmuster in der cyborg city – die einem Verständnis von der Moderne als Bewegung hin zu einer stärkeren kognitiven und sinnlichen Individualisierung fundamental widerspricht – mündet in die Perspektive einer technisch vermittelten öffentlichen Sphäre, doch nicht im Sinne einer digitalen öffentlichen Sphäre. Ein Teil der politischen Herausforderung der cyborg city und ihrer vielfältigen Verknüpfungen des „realen“ und „nicht-realen“ besteht darin, neue Arten von autonomen Räumen zu schaffen, in denen sich verschiedenen Konzepte von Stadt artikulieren können. Diese Suche nach neuen Formen von intellektueller und materieller Autonomie korrespondiert mit der Kritik an der Globalisierung als unausweichlicher Prozess neo-liberaler Transformation: Statt diffuser Aussagen zur schleichenden Uniformität kann eine kritische Anwendung der cyborg-Idee neue Formen der Interaktion und Kommunikation erfassen. Das Aufkommen der cyborg-Debatte fällt nicht zufällig in eine Zeit der infrastrukturellen Krise, ist das Konzept doch sowohl sensibel für die zunehmende Verwundbarkeit von Städten als auch für die Vielfalt verschiedener sozialer Praktiken, symbolischer Konstruktionen und materieller Elemente.

Übersetzung: Christoph Bernhardt

Dr. Matthew Gandy

Department of Geography, University College London

m.gandy@ucl.ac.uk

Stadt-Räume in Japan: Die sozialwissenschaftliche Japanforschung und der ‚Spatial Turn‘ / Urban Spaces in Japan: The Social Scientific Study of Japan and the ‚Spatial Turn‘

*Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (vsjf)
e.V., 18. – 20. November 2005, Königswinter bei Bonn*

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das Wachstum der japanischen Städte zum Stillstand gekommen; die Mehrheit der Japaner ist nun endgültig in der Stadt verwurzelt. Konsequenterweise beschäftigen sich die Japanologie und die angrenzenden japanbezogenen Sozialwissenschaften nicht mehr nur mit der *Urbanisierung*, sondern, zusätzlich beflügelt durch den ‚spatial turn‘, vermehrt auch mit dem Phänomen der *Urbanität*. Die international besuchte interdisziplinäre Tagung zeigte, wie vielfältig und zahlreich die japanbezogenen urbanistischen und stadthistorischen Forschungen bereits sind. Der ‚spatial turn‘, ursprünglich als Leitbegriff der Tagung gedacht, wurde allerdings nicht von allen Vortragenden aufgegriffen, da er offenbar nicht für alle Disziplinen von gleicher Bedeutung ist. Der großen Diskussionsfreude über die disziplinären Grenzen hinweg tat dies jedoch keinen Abbruch.

Die erste von insgesamt fünf Themengruppen stand unter dem Thema „Planning, Citizen Participation and Structural Constraints“. Carolin *Funck* (Hiroshima) verglich die Beteiligung von Bürgern am Planungsprozess in Japan und Deutschland. In beiden Fällen seien u.a. die Sicherung der finanziellen Basis sowie die mangelnde Entscheidungsgewalt problematisch. In Japan stelle die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Bürgerorganisationen und in Deutschland der Einfluss der EU eine Besonderheit dar. *Hôji Senta* (Okayama) ging auf das Verhältnis von Zentrum und Peripherie in der japanischen Stadtplanung ein. So tendierten die Stadtzentren in Japan u.a. infolge der Überalterung der Gesellschaft und der immer

intensiveren Nutzung des Autos zur Verödung. Am Beispiel von Freiburg führte er die Vorteile des deutschen ÖPNV-Systems aus, das zur Attraktivität der Stadtzentren beitrage. Der Ökonom Franz *Waldenberger* (München) beantwortete die Frage, ob die japanischen Kommunen finanziell ausreichend ausgestattet seien, um den aktuellen demographischen und wirtschaftlichen Wandel zu bewältigen, verhalten optimistisch. So stünden verschiedene Finanzquellen in ausreichendem Maße zu Verfügung, wünschenswert sei jedoch u.a. eine Dezentralisierung der Entscheidungsstrukturen, um die Finanzmittel stärker den kommunalen Bedürfnissen entsprechend einsetzen zu können. Mit Anke *Scherer* und Katja *Schmidtpott* (beide Bochum) hielt schließlich die historische Perspektive Einzug in die Gruppe. Anke Scherer zeigte, wie in den japanischen Kolonialstädten in Asien zu Beginn des 20. Jahrhunderts Architektur und Stadtplanung eingesetzt wurden, um die ‚Japanisierung‘ des öffentlichen Lebens voranzutreiben. Dennoch seien die Stadtplaner nicht einseitig als Akteure des japanischen Imperialismus zu sehen, sondern auch als Angehörige einer Avantgarde, die eine spezifisch asiatische Moderne schaffen wollte. Katja Schmidtpott bezeichnete die in den Sozialwissenschaften weit verbreitete Vorstellung, die japanische Stadtgesellschaft habe vor 1945 aus lauter dorfähnlichen Gemeinschaften bestanden, als Fiktion. Sie wies nach, dass die Mehrheit der Stadtbewohner der organisierten Nachbarschaft vielmehr desinteressiert oder ablehnend gegenüberstand.

Die zweite Themengruppe beschäftigte sich mit „Tokyo in Transformation“. Den Anfang machte Theodore *Bestor* (Harvard) mit einer historisch-ethnographischen Betrachtung des Wandels sowohl der physischen Gestalt der Stadt Tokio als auch der damit verknüpften Vorstellungen. Er plädierte dafür, dem ‚place-making‘ als Prozess, in dessen Verlauf bestimmten Räumen kulturelle Bedeutungen zugewiesen werden, größere Aufmerksamkeit zu widmen. Eine zentrale Frage sei, welche Rolle prominente Orte bei der Schaffung von Identitäten spielten. Der Geograph Ralph *Lützel* (Bonn, Duisburg-Essen) wies darauf hin, dass in Tokio im Zuge der Globalisierung keine Verstärkung der räumlichen und sozialen Segregation festzustellen sei. Die soziale Polarisierung sei u.a. aufgrund der nur geringen Einwanderung schwach ausgeprägt. Die räumliche Segregation habe in letzter Zeit gar eher abgenommen. Paul *Waley* (Leeds) warf einen kulturgeographischen Blick auf Tokio, das er vor dem Hintergrund verschiedener (Globalisierungs-)Theorien mit europäischen und chinesischen Städten verglich. Er formulierte die These, dass das Vordringen neoliberaler Ansätze auf lokaler Ebene Ähnlichkeiten hervorbringe.

In der dritten Themengruppe „Kyoto in Transformation“ kam schließlich auch die alte Hauptstadt Japans zu ihrem Recht. Der Stadtplaner *Muneta Yoshifumi* (Kio-to) stellte das reiche Kulturerbe von Kioto vor und erläuterte, dass seit den 1990er

Jahren auch die Bürger der Stadt mitentscheiden können, was als Kulturerbe anzuerkennen sei. Es sei Ausdruck eines Bewusstseinswandels, dass neuerdings auch alte Bürgerhäuser (*machiya*) zum kulturellen Erbe gezählt würden. Christoph *Brumann* (Köln) führte den Bau von Hochhäusern in innerstädtischen Nachbarschaften, der trotz des Widerstands vieler Kiotoer Bürger weiter andauere, u.a. auf das momentan günstige Investitionsklima, das Stillhalten der an Steuereinnahmen interessierten Stadtverwaltung, aber auch auf handfeste Einschüchterungspraktiken von Baufirmen zurück. Ferner werde in Japan die Stadtlandschaft kaum als schützenswertes öffentliches Gut verstanden.

Die zwei Vortragenden der vierten Themengruppe „Cultural and Social Innovation in the City“ kamen beide aus Wien. Roland *Domenig* wählte einen medienwissenschaftlichen Zugang und stellte am Beispiel der Stadtteile Asakusa und Shinjuku in Tokio die Bedeutung von Kinos für die Herausbildung einer städtischen Identität heraus. Die Geschichte des Kinos als räumlicher Schnittstelle zwischen Fantasiewelt und Alltagsleben sei noch zu schreiben, obwohl in Tokio bereits seit den 1910er Jahren eine reiche Kinokultur existiere. Ingrid *Getreuer-Kargl* beschäftigte sich mit gender-spezifischen Aneignungsweisen des öffentlichen Raums. Sie zeigte, wie unterschiedlich Männer und Frauen sich in Bahnhofshallen, Bahnsteigen und Zugabteilen bewegen und welche unterschiedlichen Körperhaltungen sie jeweils einnehmen. Je nach Ort werde dabei eine mehr oder weniger ausgeprägte Hierarchie zwischen den Geschlechtern sichtbar.

Die letzte Themengruppe trug den Titel „Japanese Urban Space – Broadening the View“. Winfried *Flüchter* (Duisburg-Essen) gab einen historischen Überblick über die Entwicklung der japanischen Stadt von den chinesisch beeinflussten Städten des 8. Jahrhunderts über die Burgstädte der Edo-Zeit (1600-1868) bis hin zur Megalopolisierung nach 1945. Er merkte an, dass sich das Problem der schrumpfenden Städte in Japan gegenwärtig nicht stelle, mit Ausnahme ländlicher Regionen. Der Geograph André *Sorensen* (Toronto) stellte die Herausforderungen, dar, denen sich die Stadtplanung in Japan in ihrem Bemühen, lebenswerte Städte zu schaffen, stellen müsse. Derzeit zeichne sich ein Wendepunkt ab: das Paradigma, das die wirtschaftliche Entwicklung über die Lebensqualität der Stadtbewohner stelle, werde angesichts des Bevölkerungsrückganges aufgegeben werden müssen. Die Literaturwissenschaftlerin Evelyn *Schulz* (München) untersuchte die Bedeutung des Konzepts des Flaneurs, der sich die Stadt zu Fuß gehend aneigne, für die Analyse von Literatur über die Stadt. Sie wies auf das in Japan bedeutsame Genre der Autotopographie hin, in dem es häufig um die Suche nach vormodern anmutenden Alltagsräumen gehe, die als Gegenwelt zur globalisierten Stadt verstanden werden könnten. *Shirahata Yôzaburô* (Kioto) hob auf den derzeit sich in Japan abzeich-

nenden Wertewandel hin, wonach nicht mehr die nach westlichem Vorbild rational geplante Stadt, sondern eine Stadt, die ihre natürlichen, historischen und kulturellen Ressourcen zur Geltung bringt, für erstrebenswert erachtet wird. Mehr und mehr Stadtbewohner legen Wert auf eine angenehme Wohnumgebung.

**Dr. Katja Schmidtpott, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Sektion
Geschichte Japans, Fakultät Ostasienwissenschaften
in der Ruhr- Universität, Bochum,
Katja.Schmidtpott@rub.de**

J Á N O S B R E N N E R

Kopfnote Urbanität oder ‚der Elefant im Wohnzimmer‘?

*Zum Kongress des ‚Council for European Urbanism‘ vom 8.
bis 10. September 2005 in Berlin*

Das Council for European Urbanism (CEU), ein lockerer Zusammenschluss von überwiegend europäischen und amerikanischen Stadtplanern, hat sich die Bekämpfung der sozialen Ausgrenzung in den Städten, der Zersiedlung, der Zerstörung natürlicher und kultureller Ressourcen, monofunktionaler Entwicklung und des Verlustes an Rücksichtnahme auf die lokale und regionale Kultur auf die Fahnen geschrieben. Nach seiner 2003 in Stockholm verabschiedeten Charta soll dies durch Hinwirken auf soziale Vielfalt, die nachhaltige Nutzung von Ressourcen, Mobilität für alle Verkehrsteilnehmer und klar definierte öffentliche Räume geschehen. Nicht zuletzt soll dies durch eine Architektur bewirkt werden, welche die örtliche Geschichte, das Klima, die Landschaft und die Geographie respektiert. Die Antwort auf die Frage, ob dies in Europa nicht längst ‚state of the art‘ ist, lautet nein. Zum einen mag das vielfach für die Planungstheorie in Europa zutreffen, wenn es auch

nach wie vor Kontroversen mit Vertretern der ‚Zwischenstadt‘ gibt. Zum anderen versteckt sich gerade bei der Architektur ‚der Elefant im Wohnzimmer‘ (s.u.). Zudem greift der amerikanische ‚New Urbanism‘ wieder vermehrt Anregungen des ‚alten‘ Europa auf.

Harald Kegl erinnerte zu Beginn des Kongresses an die Europarats-Initiative „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ im Jahre 1975, der rückblickend als Wendepunkt in der Wertschätzung dessen gelten kann, was man unbeschadet aller möglichen Missverständnisse als die europäische Stadt bezeichnen kann. Kegl forderte eine neue europäische Stadt, die das ‚Ende von Suburbia‘ mit einer offenen Stadtgesellschaft verbinde.

Der erste Kongresstag war weitgehend der Stadtentwicklung von Berlin gewidmet. Die historische Betrachtung von *Harald Bodenschatz* spannte den Bogen von der Mietskasernen-Diskussion und der wilhelminischen Stadterweiterung bis zu den Zeichen, welche die ‚Rebellen-Szene‘ nach der Stadtzerstörung der Kriegs- und Nachkriegszeit zugunsten der Erhaltung der Stadt des Industriezeitalters gesetzt habe. Die Folgen dieses Paradigmenwechsels beschrieben *Erhart Pfoth* anhand der Bemühungen der IBA Stadt um eine erhaltende Erneuerung in West-Berlin und *Günter Stahn* an nahezu parallel verlaufenen Entwicklungen in Ost-Berlin, die im Bau des Nikolaiviertels kulminierten. Zu den Leitbilddiskussionen nach der Wiedervereinigung bemerkte rückblickend *Dorothee Dubrau*, man hätte bereits Anfang der 90er Jahre auf die Innenentwicklung setzen sollen. *Heinz Tibbe* betonte, Investoren ließen sich durchaus für die europäische Stadt gewinnen, wenn desintegrierte Standorte keinen Gewinn mehr versprächen. Senatsbaudirektor *Hans Stimmann* erinnerte an die von Rem Koolhaas vertretene Gegenposition, die ursprünglich zentrale Funktionen wie das Einkaufen nur noch auf der ‚grünen Wiese‘ sah, und bekannte sich ausdrücklich zu den entwicklungsfähigen Traditionen der europäischen Stadt. An die Ursprünge der Verwendung dieses Begriffs erinnerte *Christoph Sattler* bei seiner Präsentation des Projekts Potsdamer Platz, der hier beim städtebaulichen Wettbewerb bewußt als Gegenbild zur amerikanischen Stadtentwicklung gewählt worden sei. *Hans Kollhoff* erläuterte, die nachher bei der Umsetzung entstandene und ob ihres amerikanischen Konzepts häufig angegriffene Mall sei die wirtschaftliche Basis des Projekts. Interessanterweise meinte ausgerechnet der ehemalige Bürgermeister von Milwaukee und Präsident des Congress for New Urbanism in den USA, *John Norquist*, die Popularität der Malls ginge inzwischen in den USA zurück.

Bundesbauminister *Manfred Stolpe* sagte zu Beginn des zweiten Kongresstages, Stadtpolitik sei als integrierte Bau-, Wohnungs- und Mobilitätspolitik eine Daueraufgabe. Er bekannte sich ausdrücklich zur ökologisch intakten Stadt der kurzen

Wege. „Unsere Städte lassen sich nicht in der Fläche auflösen“, sagte der Minister.

Der für die Stadtentwicklungspolitik zuständige stellvertretende britische Premierminister, *John Prescott*, riss die Kongressteilnehmer durch seine engagiert vorgetragene Rede zu spontanem Applaus hin. Die erweiterte EU brauche einen neuen Ansatz für die Städtebaupolitik. Die Zeit sei reif, um einen nachhaltigen Ansatz für die Stadtentwicklungspolitik zu finden, so Prescott. Wirtschaftliche Entwicklung und soziale Gerechtigkeit seien zwei Seiten einer Medaille, zugleich sei die wirtschaftliche Entwicklung die wichtigste Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung. Die britische Regierung habe es geschafft, das Kyoto-Ziel bei gleichzeitigem Wirtschaftswachstum zu erreichen. Prescott zog eine Parallele zwischen den Strukturproblemen im Norden Englands und den neuen Ländern in Deutschland einerseits und den fortbestehenden Wohnraumangel in den prosperierenden Regionen wie Südostengland und Oberbayern andererseits. In Großbritannien sei man dabei, die Prioritäten der Stadtentwicklungspolitik neu zu setzen mit verbesserten Instrumenten gegen den großflächigen Einzelhandel auf der grünen Wiese, Förderprogrammen für den ÖPNV sowie erfolgreichen öffentlich-privaten Partnerschaften bei der Wiedernutzung von Brachflächen.

John Norquist verglich in seinem Vortrag Bilder von Zerstörung (durch Krieg und durch autogerechte Planung) und Wiederaufbau zu Detroit und Berlin im 20. Jahrhundert: Urbanität sei bisher in den USA weitgehend stigmatisiert gewesen, es gebe aber erste Anzeichen für die Wiederkehr des Einzelhandels in die Innenstädte und für eine Renaissance der ‚klassischen‘ amerikanischen Main Street in den Klein- und Mittelstädten.

Beiträge in den Arbeitsgruppen umkreisten planerische Probleme in Schweden, Italien und den Niederlanden, weitere Plenarvorträge die stadtentwicklungspolitischen Perspektiven von Tel Aviv (*Irit Solzi* und *Yodan Rafé*), Warschau (*Tomasz Gamdzyk*), sowie die ‚urban Renaissance‘ in England (*George Ferguson*).

Bemerkenswert war die Einleitung des gemeinsamen Vortrags von *José Baganha* (Portugal) und *Javier Cenicacelaya* (Spanien) zum Thema „Die Iberische Halbinsel setzt das Zeichen“: Cenicacelaya erinnerte an die früher in spanischen Schulen erteilten Kopfnoten. Neben dem auch in Deutschland bekannten ‚Betragen‘ sei die zweite Kopfnote die ‚Urbanität‘ gewesen: dem Städtischen wurde gegenüber anderen Lebensformen doch so etwas wie eine höhere, anspruchsvolle Form des zwischenmenschlichen Umgangs zugeschrieben.

Der Pferdefuß dieser Präsentation war dann allerdings doch die Frage der architektonischen Formensprache. Eine ganze Reihe von Beispielen für die Einfügung von Neubauten in den historischen Kontext wurde präsentiert. Zum Erstaunen der Mehrheit der Zuhörer verwarfen die Iberer die für den mitteleuropäischen

Betrachter meist durchaus gelungenen Beispiele, wie man diese anspruchsvolle Aufgabe frei von Anbiederung an das Umfeld, in einer eigenen, zeitgenössischen Formensprache, jedoch durchaus in gebotenem Respekt vor eben diesem Umfeld bewältigen kann. Zwar ist auch die Lesart möglich, es genüge nicht, gute Architektur zu machen, um eine nachhaltige Stadt zu erreichen – José Baganha hat in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die soziale Dimension hingewiesen. Es blieb dem Stadtplaner *Ray Gindroz* aus den USA vorbehalten, zur großen Heiterkeit der Zuhörerschaft auf ein Phänomen hinzuweisen, das er den ‚Elefanten im Wohnzimmer‘ nannte: Alle redeten drumherum, täten so, als wäre er gar nicht da, und hofften insgeheim, dass er sich nicht justament hier erleichtern werde. Dieser ‚Elefant‘ sei eben die architektonische Formensprache, in der sich neue Urbanität angemessen äußern könne. Er forderte, den ‚Elefanten‘ endlich zur Kenntnis zu nehmen und nicht länger drumherumzureden. Am Ende des Kongresses hatte der Berichterstatter das sich nicht allzu häufig einstellende Gefühl, tatsächlich eine Perspektive und Motivation für den Berufsalltag mitgenommen zu haben.

Zum Abschluss des Kongresses verwies Harald Kessler auf die Frage nach der ‚postfossilen Stadt‘ als anstehende Aufgabe des Council for European Urbanism.

**Baudirektor Dr. János Brenner, Stellvertr. Leiter des Referats
Städtebauförderung, Bundesministerium für Verkehr, Bau und
Stadtentwicklung,
janos.brenner@bmvbs.bund.de**

Tagungsbericht „Symbolic Constructions of the City“ Center for Metropolitan Studies Berlin, 1.-2.12.2005

Im Dezember 2005 veranstaltete das Center for Metropolitan Studies (CMS), angesiedelt an der TU Berlin, ein Symposium mit dem Titel „Symbolische Konstruktionen der Stadt“. Es wurden Soziologen, Stadtplaner, Historiker, Anthropologen und Kulturwissenschaftler eingeladen, sich interdisziplinär mit dem Thema auseinanderzusetzen. Organisiert wurde die Veranstaltung von Jenny Künkel, Anita Schlögl und Asta von Buch, die als Doktorandinnen im Transatlantischen Graduiertenkolleg des CMS forschen.

Das Eröffnungspanel, moderiert von Erik Ghenoiu (CMS), griff das Tagungsthema „Symbolic Constructions of the City“ von seiner theoretischen Seite auf. Der Soziologe Rob Shields (University of Alberta, Kanada) zeigte in seinem Vortrag zu „Place Myths – Place Images“, wie Orte durch Texte kodiert werden und diese Kodierung durch ständige Performanz ständig bestätigt wird. Das Image eines Ortes und die mit ihm verknüpften kollektiven Erinnerungen strukturieren daher die sozialen und politischen Gegebenheiten an diesem Ort.

Im Anschluss daran sprach Bernd Belina (Universität Potsdam) über die Dynamik, mit der „Gefährliche Orte“ in Deutschland konstruiert und instrumentalisiert werden. Am Nachmittag griff Martina Löw (Technische Universität Darmstadt) mit ihrem Vortrag über „Globalization, Space and the Cultural Character of Cities“ das Thema noch einmal auf. Sie kam zu dem Schluss, dass Menschen zwar individualisierte, heterogene Räume schaffen (durch ‚spacing‘ und Synthese), Städte aber bereits über einen vorgeformten Habitus im Bourdieuschen Sinne verfügten, der ihre Möglichkeiten mitbestimmt und vorstrukturiert. Löws These zog sich wie ein roter Faden durch die folgenden Diskussionen und wurde von vielen Rednern aufgegriffen.

Zuvor moderierte Nicole Münnich (CMS) das Panel zum Thema „Aneignung öffentlicher Räume“. Den Auftakt machte Jens Dangschat (Technische Universität Wien) mit der Frage nach „Place Making‘ and ‚Spacing‘ – Two At-Odds-Concepts

for Appropriations of Public Space?“ Auch er kam mit Löw zu dem Schluss, dass Orte einen Habitus verfügten, in den die Stadtplanung eingreife und den sie berücksichtigen solle. Sie müsse Orte mit offenen, flexiblen Strukturen schaffen, die von den Anwohnern für ihre Bedürfnisse angepasst werden können.

Eine weitere Praxis-Studie lieferte Renate Ruhne (Technische Universität Darmstadt) in ihrem Vortrag über „The Spatio-Social Control of Prostitution as a Gender Issue“, in dem sie aufzeigte, wie Sperrgebiete seit dem 19. Jahrhundert die vorherrschenden Gender-Beziehungen spiegeln.

Nach der Kaffeepause widmete sich Ulrich Ufer (Universität Stuttgart) dem Thema „Public Space in 17th Century Amsterdam.“ Am Beispiel der damals drittgrößten Metropole Europas zeigte er auf, dass sich bereits lange vor den Salons des 18. Jahrhunderts in Europa öffentlicher Raum bildete. Der Habermasschen Dichotomie öffentlich-privat fügte er eine dritte Sphäre bei, die sich seit dem 16. Jahrhundert in der Anonymität Amsterdamer Straßen fand und die einen neuen Kodex von Verhaltensformen generierte.

Magrete Fredriksen (Universität Bergen) sprach abschließend über „Transnational Space and Youth in Oslo“, ein Zwischenbericht aus ihrer Forschung über die Globalisierung von Biographien und Lebensweisen bei Immigranten und Austauschstudenten in Norwegen.

Am 2. Dezember moderierte Laura Frahm (CMS) das Panel zur „Fiktionalisierung der Stadt“. Regina Bittner (Stiftung Bauhaus Dessau) analysierte in ihrem Vortrag „Die Stadt ausstellen, die ausgestellte Stadt“ die symbolische Konstruktion post-sozialistischer Städte am Beispiel von Dresden und seiner wiederhergestellten „Canal-letto-Silhouette“ und von Mostar mit seiner wieder aufgebauten Brücke.

Manuel Tironi (Universitat Politècnica de Catalunya, Barcelona) befand in seiner Präsentation „Going for Culture: The ‚Guggenheim Effect‘, Bohemian Landscapes, and the Limits of Creativity“ am Beispiel Bilbaos, dass Stararchitektur und medial inszenierte Kulturpolitik die Entwicklung von kreativen Gruppen (Künstlern, Galeristen) vor Ort fördert.

Nach der Mittagspause führte Ignacio Farias (CMS) durch das Panel zur „Ideologisierung der Stadt“. Irmbert Schenck (Universität Bremen) zeigte in seinem Vortrag über „Futurismus, Großstadt- und Industriefilm. Zur Ambivalenz dokumentarischer Großstadtdarstellungen“, dass die stilistischen Mittel, die italienische Filmemacher während des Futurismus entwickelten, unverändert für die Propagandafilme der Mussolini-Zeit und ihre Technoästhetik weiterverwendet wurden. In diesen Filmen stünden Form und Inhalt daher in einem zwiespältigen Verhältnis.

Ernst Seidl (Universität Tübingen) stieß ins gleiche Horn und betonte am Beispiel von Albert Speers Ost-West-Achse in Berlin, dass „Raumtypen der Stadt als

Ausdruck der ‚Ideologisierung‘ der Metropole‘ benutzt würden. Bestimmte Grundformen der Raumgestaltung würden als Speicher des kollektiven Gedächtnisses dienen; der Topos ‚Achse‘ verbinde ideale Referenzwerte und gesellschaftliche Mythen und dürfe nicht lediglich als Symbol für autokratische oder absolutistische Herrschaft interpretiert werden. Milena Yakimova (Universität Sofia) präsentierte die komplexe Bildung städtischer Identität im Sofia der Zwischenkriegszeit.

In der von Florian Urban (CMS) geleitete Abschlussdiskussion kritisierte Ernst Seidl den viel genutzten Habitus-Begriff und schlug ‚Wirkung‘ als Passivität beinhaltende Alternative vor. Rob Shields hinterfragte gleich den Nutzen des Begriffs ‚Stadt‘ als solchen, da es doch um Lebensprozesse ginge.

Das größtenteils englischsprachige Symposium ermöglichte eine intensive Diskussion. Das war nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass hauptsächlich Fachleute ins Publikum geladen wurden. Die Veranstaltung zeigt, dass die Städte der Zukunft nicht nur als physische Orte gedacht werden müssen, sondern mehr denn je als Kristallisation von Bildern, Mythen, und Vorstellungen, die sich zunehmend auf reale städtische Strukturen auswirken.

**Asta von Buch, Doktorandin am Centrum für Metropolenforschung Berlin,
asta.vonbuch@metropolitanstudies.de**

**Jenny Künkel, Doktorandin am Centrum für Metropolenforschung Berlin
jenny.kuenkel@metropolitanstudies.de**

**Florian Urban, Doktorand am Centrum für Metropolenforschung Berlin
florian.urban@metropolitanstudies.de**

Das Beispiel der „Nordwolle“ in Delmenhorst: Stadtforschung im Kontext von „Industrialisierung – Ent-Industrialisierung – Musealisierung“

Die „Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei Delmenhorst“ – kurz „Nordwolle“ genannt – wurde 1884 von der Bremer Kaufmannsfamilie Lahusen gegründet und entwickelte sich in den 1920er Jahren zu einem Weltkonzern, in dem ca. 20.000 Menschen berufstätig waren, allein am Produktionsstandort Delmenhorst waren es bis zu 4.500 Arbeitnehmer. Doch im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise ging die NW&K 1931 völlig überraschend in Konkurs. Die wesentlich kleineren Nachfolgeunternehmen in Delmenhorst existierten danach immerhin noch weitere 50 Jahre, bis schlussendlich auch diese im Zuge der Verlagerung der Textilindustrie aus Europa nach Asien 1981 aufgeben mussten.

Danach lag das riesige Areal der ehemaligen Textilfabrik in Delmenhorst als Industriebrache für längere Zeit quasi im „Dornröschenschlaf“ – nur einige Photographen küssten es zwischenzeitlich wach und nahmen pittoreske Ansichten dieses vormaligen Industriegiganten nördlich der Bahnlinie von Bremen nach Oldenburg auf. 1983 erstellte dann Sid Auffahrt, Architektur- und Stadthistoriker in Hannover, ein Gutachten über die Nordwolle, in dem er zu folgendem Ergebnis kam: „Ohne Zweifel stellen die baulichen Anlagen der NW&K in ihrer Gesamtheit ein überragendes, für die Bundesrepublik Deutschland einzigartiges Dokument der Industrie-, Technik- und Sozialgeschichte dar: in ihnen wird auf eindrucksvolle Weise der Zusammenhang von Produktion und Reproduktion in feiner funktionaler und sozialer Abstufung sichtbar. Die Fassaden und Grundrisse zeigen exemplarisch die Entwicklung der Fabrikarchitektur seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, (...). Eine weitestgehende Erhaltung sollte mit allergrößtem Nachdruck betrieben werden.“ Tatsächlich wurde dann das 25 ha große Areal der Nordwolle in Delmenhorst mit Hilfe von Bund, Land, Stadt und privaten Trägern nach dem städtebaulichen Rahmenplan von Ferdinand Stracke, Braunschweig, von 1983 an in den folgenden Jahren komplett saniert, konserviert und teilweise neu gestaltet. Bis zum Beginn der EXPO 2000 in Hannover – die Nordwolle in Delmenhorst wurde schon 1995 zu

einem der ersten „Außenstandorte“ der EXPO ernannt – war dann die Konversion des Kernbereichs der Nordwolle zu einem neuen, lebendigen Delmenhorster Stadtteil im wesentlichen abgeschlossen.

Von Anfang an war klar, dass zur Konversion dieser früheren Textilfabrik auch die Nutzung eines Teils der erhaltenen, nunmehr denkmalgeschützten Gebäude für ein Industriemuseum gehörte. Zuerst umfasste dieser Plan allerdings nur das sog. „Turbinenhaus“ der Nordwolle, erbaut 1902 vom zweiten Werksarchitekten Heinrich Deetjen, Bremen, als zweites großes (Dampf)Maschinenhaus, da dieses durchaus den Stellenwert einer „Kathedrale der Arbeit“ hat. Im Verlauf der langjährigen Planungen für dieses Museum auf der Nordwolle erkannte man jedoch, dass zur umfassenden Darstellung der Industrialisierungsgeschichte der nordwestdeutschen Industriestadt Delmenhorst am Beispiel der Nordwolle ein viel größerer baulicher Rahmen nötig war, so dass das nunmehr „Fabrikmuseum Nordwolle Delmenhorst“ genannte Industriemuseum bei der Eröffnung 1996 eine Ausstellungsfläche von ca. 2300 qm umfasste, 1997 kam noch das im ersten Maschinenhaus der NW&K von 1884, der späteren „Lichtstation“, untergebrachte „Stadtmuseum Delmenhorst“ auf ca. 650 qm Ausstellungsfläche hinzu. Das Konzept des Fabrikmuseums Nordwolle folgte damals einerseits nach Form und Inhalt einem sozialgeschichtlich ausgerichteten „Museum der Arbeit“; andererseits wurde es auch in Ansätzen inspiriert von der schon länger entwickelten und vor allem in Frankreich vielfach realisierten Konzeption eines sog. „Éco-Museums“. 15 Jahre nach dem endgültigen Zusammenbruch des Textilkonzerns der Nordwolle in Delmenhorst und mehr als 100 Jahre nach dessen Gründung war somit 1996/97 der Prozess von „Industrialisierung – Ent-Industrialisierung – und Musealisierung“ vorerst abgeschlossen.

Das Beispiel der Konversion der „Nordwolle“ in Delmenhorst spielte in der entsprechenden historischen Stadtforschung in Deutschland eine durchaus wichtige Rolle. Auch die Museumsarbeit in den vergangenen Jahren seit der Eröffnung des Fabrikmuseums bzw. des Stadtmuseums auf der Nordwolle in Delmenhorst zeitigt in Bezug auf Veröffentlichungen im Kontext der modernen Stadtforschung selbstverständlich diverse Früchte, u. a. gibt es eine ganze Reihe von entsprechenden Arbeiten zu relevanten Themen wie z. B. zur Industriekultur, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Migration oder zur „Werkbundstadt“ Delmenhorst etc.

Im Jahr 2006 kann das „Fabrikmuseum Nordwolle Delmenhorst“ also sein 10-jähriges Bestehen in einem umfangreichen Ausstellungs- und Veranstaltungs-Jahresprogramm feiern. Es kann sicherlich konstatiert werden, dass sich dieser Museumskomplex im Kontext der vielfältigen niedersächsischen Museumslandschaft mittlerweile einen guten Namen gemacht hat und auf jeden Fall aus den musealen „Kinderschuhen“ herausgewachsen ist. Ein dann auch äußerlich sichtbares Zeichen

dafür wird die in April/Mai 2006 anstehende offizielle Verleihung der Plakette von ERIH (European Route of Industrial Heritage) sein, mit der die Nordwolle-Museen eben in die anspruchsvolle „Route der Europäischen Industriekultur“ – im Anschluss an die „Route der Industriekultur im Ruhrgebiet“ in Nordrhein-Westfalen – aufgenommen werden wird. Zu den entsprechenden industriekulturellen „Ankerpunkten“ in Niedersachsen z. B. gehören neben der Nordwolle nur noch die „Meyer-Werft“ in Papenburg, die „Autostadt“ in Wolfsburg, die Oberharzer Bergwerksmuseen und das „Weltkulturerbe Rammelsberg“ in Goslar. Auch deshalb möchten die Museen der Stadt Delmenhorst auf der Nordwolle in naher Zukunft unter einem neuen, mittlerweile doch angemesseneren Namen firmieren: gedacht ist an „Nordwolle Delmenhorst - Nordwestdeutsches Museum für IndustrieKultur“.

**Dr. Gerhard Kaldewei; Museumsleitung / Museen der Stadt Delmenhorst,
service@museen.delmenhorst.de**

C H R I S T O P H B E R N H A R D T

9. Werkstattgespräch zur ostdeutschen Planungsgeschichte (Tagungsbericht)

Das nunmehr 9. Werkstattgespräch zur Planungsgeschichte, das die seit etwa einem Jahrzehnt etablierte Veranstaltungsreihe am Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) fortsetzte, führte am 19./20. Januar 2006 gut siebzig Planungs- und Stadthistoriker verschiedener Disziplinen in Erkner bei Berlin zusammen. Die gemeinsam mit dem Schinkelzentrum der TU Berlin (Prof. Harald Bodenschatz) veranstaltete Konferenz sollte diesmal, so Christoph Bernhardt (IRS) in seiner Einführung, einen Akzent auf die Zentrumsentwicklung in den DDR-Städten legen. Daneben wurden, wie stets in Erkner, Perspektiven des internationalen Vergleichs und auch ‚klassischen‘ Ansätzen der Planungsgeschichte, wie z.B. biographischen Zugriffen, und nicht zuletzt auch und gerade Nachwuchswissenschaftlern ein Podium geboten.

Gleich der erste Vortrag von Georg Wagner-Kyora (Hannover) über die Abrissplanungen für die Innenstadt Halles seit den 1960er Jahren provozierte heftige Diskussionen mit den wie immer in Erkner zahlreich anwesenden Zeitzeugen, viele von ihnen aus leitenden Funktionen des DDR-Bauwesens. Sie mochten Wagner-Kyoras überaus kritischer Bilanz zum Denkmalschutz in Halle als nur „langsam wachsendem Feigenblatt“ und zu den städtebaulich mangelhaften zentrumsnahen Neubauvierteln nicht folgen. In verschiedenen Diskussionsbeiträgen unter anderem von Thomas Topfstedt (Leipzig) und Bruno Flierl (Berlin) wurde deutlich, dass Halle ein Paradebeispiel für Anspruch, Niederlagen und (Teil-) Erfolge des Denkmalschutzes in der DDR bildet. Der folgende Beitrag von Jolanta Rusinowska-Trojca (Köln) über den Wiederaufbau der Altstadt von Forst an der Neiße nach 1945 rief längst nicht so viel Widerspruch hervor, obwohl auch er eine entschiedene Abkehr von dem historischen Stadtgrundriss festhielt. Die Debatte um die sozialistischen Stadtzentren wurde am zweiten Tag fortgesetzt mit Vorträgen von Eduard Führ (Cottbus), der am Beispiel der Planungen für Schwedt (Oder) entschieden für eine erweiterte Planungsgeschichte über die klassische Plananalyse hinaus plädierte, und von Florian Urban (Berlin) über die „Erfindung der historischen Stadt“ im Ost-Berlin der 1980er Jahre. Urban charakterisierte sie als eine undifferenzierte Konstruktion von „Vergangenheit“, mit der die der städtebaulichen Moderne verpflichtete DDR-Führung analog zu Tendenzen in den westlichen Ländern eine Strategie der Vermarktung der historischen Stadt betrieb.

Unter den Vorträgen zu Biographien ostdeutscher Planern fanden die Ausführungen von Eduard Kögel (Berlin) über die Tätigkeit des späteren führenden DDR-Städtebauers Richard Paulick im Shanghai der 1940er Jahre besondere Aufmerksamkeit. Kögel konnte anhand neuer Forschungen nachweisen, dass Paulick seine in der DDR hoch geschätzten Manager-Qualitäten im Städtebau bei den Planungen zur „organischen Dezentralisation“ der Stadtregion „Groß-Shanghai“ entwickelt hatte. Paulick geriet freilich bei seiner Rückkehr zu Beginn der 1950er Jahre zunächst in die ganz andere traditionalistische Städtebaudoktrin der frühen DDR hinein. Sie griff unter anderem auf die Heimatschutzarchitektur zurück, die Mark Escherich (Weimar) am prominenten Beispiel der Gruppe um Heinrich Rettig analysierte. Die international vergleichende Perspektive vertrat diesmal zum einen Nina Linke (Wien), die den Großsiedlungsbau in Ost-Berlin und Wien kontrastierend analysierte. Sie zeigte, dass vor dem Hintergrund eines systemüberschreitenden Transfers von Konzepten dennoch gravierende Unterschiede zwischen den Großsiedlungen in den beiden Städten, z.B. hinsichtlich ihres gesamtstädtischen Stellenwertes und der Sozialstrukturen, bestand. Ebenfalls einen Vergleich zwischen Großsiedlungen in Ost-Berlin und Paris zog, aus dezidiert literaturwissenschaftli-

cher Perspektive, Toni Lorenzen (Paris). Am Beispiel von Romanen über Berlin-Marzahn und Sarcelles bei Paris arbeitete sie das grundlegende Wechselspiel zwischen den Wohnkomfort-Träumen der Zuzügler einerseits und ihren Monotonie-Erfahrungen andererseits heraus.

Der letzte Teil der Konferenz widmete sich gesamtstädtischen und regionalen Entwicklungslinien. Peter Neumann (Münster) hob langfristige Kontinuitäten in den Planungen für Hennigsdorf bei Berlin über die Epochenschwelle 1989 hinweg hervor, Peter Dehne und Gunther Lüdde (Neubrandenburg) skizzierten die besonders schwierige Situation kleiner DDR-Städte am spezifischen Beispiel von Malchow und Waren an der Mecklenburgischen Seenplatte. Sie betonten den scharfen Kontrast zwischen der Expansion touristischer Infrastrukturen einerseits und dem gleichzeitigen Verfall der historischen Innenstädte andererseits. Schließlich beleuchteten Celina Kress (Berlin), Torsten Meyer (Cottbus) und Axel Zutz (Berlin) die epochenübergreifenden regionalen Entwicklungsdynamiken im mitteldeutschen Städteband zwischen Halle und Weißenfels mit seinen dichten Pendlerverflechtungen (Kress) sowie die Landesplanung und Umweltgeschichte in den Bergbaufolgelandschaften der Niederlausitz. Meyer und Zutz konnten hier zeigen, wie die DDR-Landschaftsplanung vom Ausgangspunkt starker NS-Traditionen langfristig zu fast schon postindustriellen Planungen von „Freizeitlandschaften“ kam, ohne dass dabei die dramatische Umweltverschmutzung wirksam bekämpft wurde.

Die Tagung zeigte insgesamt, wie Harald Bodenschatz (Berlin) in seinem Schlusswort hervorhob, den inzwischen weit fortgeschrittenen Stand der disziplinübergreifenden Verständigung in diesem Themenfeld. Er votierte dabei entschieden für eine kritische Reflexion des Gehaltes zentraler Begriffe – wie etwa dem der „Platte“ –, aber auch für kritische Analysen z.B. von staatlich organisierter Stadterstörung in ost- wie westdeutschen Kontexten. Die Ergebnisse der Tagung werden veröffentlicht.

Dr. Christoph Bernhardt,
Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner bei Berlin,
bernhardt@irs-net.de

MITTEILUNGEN

Termine

2006

- 16.-17. Juni *Modernity and Waste*
AHRC Centre for Environmental History, University of St. Andrews, Scotland
13. - 14. Juli *Literary London 2006: Representations of London in Literature*
British Society of Eighteenth-Century Studies
Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
30. Aug. - 2. Sept. *Urban Europe in Comparative Perspective*
Eighth International Conference on Urban History, Stockholm (Institute of Urban History)
Informationen: www.historia.su.se/urbanhistory/eahu/.
31. Aug. – 2. Sept. *Design and Evolution*
Design History Society, Delft University of Technology
19. - 22. Sept. *46. Deutscher Historikertag, Motto „Geschichts-Bilder“*
Universität Konstanz. Sektion der GSU:
„Die europäische und die amerikanische Stadt seit dem späten 19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder“, 20.9.2006, 9-13 Uhr
Informationen: www.gsu.unisaarland.de
www.uni-konstanz.de/historikertag/
20. Sept. Mitgliederversammlung der GSU im Rahmen des Historikertags, 13.00 Uhr, Universität Konstanz, Raum IBZ II
10. - 12. Nov. *Sport als städtisches Ereignis*
Tagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichte; Garmisch-Partenkirchen
Informationen : www.stadtgeschichtsforschung.de

10. – 12. Nov. *Media and Urban Space*
 Challenge, Playground and Consideration for Architects,
 Urban Planners, Sociologists and Media Scientists
 Bauhaus Universität Weimar
- 16.-18. Nov. *Milieu, Material and Materiality of European Cities in the
 19th and 20th Century*
 (4th International Round-Table on Urban Environmental
 History, 19th and 20th Century)
 Centre d'Histoire des Techniques et de l'Environnement
 (CDHTE) of the Conservatoire National des Arts et
 Métiers and the Laboratoire Théorie des
 Mutations Urbaines, (LTMU-UMR 7136), Paris
23. – 24. Nov. *Metropolisierung und megaurbane Räume:
 Konsequenzen, Trends und neue Stadtstrategien*
 3. Urbanistisches Forum am Institut für Europäische
 Urbanistik (IfEU)
 Fakultät Architektur der Bauhaus-Universität
23. – 26. Nov. *Jahrestagung des Herder Forschungsrates und des
 Collegium Carolinum "Von der 'europäischen Stadt'
 zur 'sozialistischen Stadt' und zurück?"*
 Bad Wiessee
1. Dez. *Environment & Health – Urban Pollution, Controls
 and Health*
 Urban History Graduate Conference, Centre for
 Urban History, University of Leicester
- 11.-14. Dez *Cross national transfer of planning ideas and local
 identity*
 12th International Conference of the International
 Planning History Society, New Delhi
 Informationen:
www.iitk.ac.in/infocell/announce/iphs/Introduction.htm

Die Internationale Kommission für Städtegeschichte

Im Jahr 2005 durfte die Internationale Kommission für Städtegeschichte (Commission Internationale pour l'Histoire des Villes/International Commission for the History of Towns) ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Die Kommission vereinigt 50 Mitglieder aus 26 europäischen Staaten und drei aus Übersee. Die Vollmitglieder werden auf fünf Jahre per Kooptation hinzugewählt; eine Mandatsverlängerung um jeweils weitere fünf Jahre ist möglich. Je nach Größe hat ein Land zwischen einem und vier Vertretern. Die Kommission ist Mitglied des *International Committee of Historical Sciences*, auf dessen Kongressen sie alle fünf Jahre eine Sektion veranstaltet.

Bekannt wurde die Kommission durch ihre Arbeiten zum Erstellen von etlichen nützlichen Nachschlagewerken zur europäischen Stadtgeschichte:

- Der *Elenchus fontium historiae urbanae*, dessen vier Bände die wichtigsten Quellentexte zur Stadtgeschichte bis 1250 in Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Irland, den Niederlanden, Österreich, Skandinavien und dem nächst Rumänien zur Verfügung stellen¹.
- Nationale Bibliographien zur Stadtgeschichte.
- Historische Stadtatlanten, die mittlerweile in 21 Ländern für insgesamt 400 Städte veröffentlicht sind und zu denen jährlich neue hinzukommen (siehe Liste unter <http://www.wien.gv.at/english/history/historictowns/index.htm>). Dank präziser Kriterien, an die alle teilnehmenden Institutionen sich halten müssen, erlauben diese Pläne den sofortigen Vergleich der Stadtentwicklung seit den ersten Katasterplänen.

Bei der Jahrestagung 2005 wurde das Erstellen eines internationalen, stadthistorischen Glossars in Vorschlag gebracht.

Über diese Referenzarbeiten hinaus beschäftigte sich bislang die Städtekommission im Fünfjahreszyklus mit Themen wie Jahrmärkte und Messen², Stadtzerstörung

¹ *Elenchus fontium historiae urbanae*, Leiden 1967/1988/1992; Bd. II.1 Arras/Luxemburg 1996.

² *Messen, Jahrmärkte und Stadtentwicklung in Europa / Foires, marchés annuels et développement urbain en Europe*, hrsg. v. Franz Irsigler/Michel Pauly, Trier/Luxemburg 2006 (im Druck).

und Wiederaufbau³, Bild und Wahrnehmung der Stadt⁴, und ab 2006 mit dem Dreijahresthema Stadt und Kommunikation. Bei der regional oder thematisch gruppierten Präsentation der Vorträge zu diesen Themen werden regelmäßig Nicht-Mitglieder hinzugeladen. Aus dieser Themenvielfalt lässt sich auch erkennen, dass das ursprüngliche Übergewicht von Mittelalterhistorikern in der Kommission längst Fachhistorikern aus jüngeren Epochen Platz gemacht hat. Allerdings bleiben die Historiker bewusst unter sich und nehmen keine Städteplaner, Geographen, Soziologen, Denkmalschützer oder andere Fachleute als Mitglieder auf.

Eine Mitgliederliste und aktuelle Informationen sind auf der Internetseite der Kommission unter der Adresse www.historiaurbium.org zu finden.

**Prof. Dr. Michel Pauly, Université du Luxembourg, Section Histoire
jl2004@uni.lu**

³ Stadtzerstörung und Wiederaufbau/Destruction and Reconstruction of Towns/Destruction et reconstruction des villes, hrsg. v. Martin Körner, 3 Bände, Bern/Stuttgart/Wien 1999-2000 (Bd. 1: Zerstörung durch Erdbeben, Feuer und Wasser; Bd. 2: Zerstörung durch die Stadtherrschaft, innere Unruhen und Krieg, Bd. 3: Schlussbericht); vgl. Besprechung bei Dieter Schott, Die Rolle von Katastrophen in der (Stadt-)Geschichte, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1/2003, S. 39-50.

⁴ Imago urbis. L'immagine della città nella storia d'Italia. Atti del convegno internazionale, Bologna, 5-7 settembre 2001, a cura di Francesca Bocchi e Rosa Smurra, Roma 2003, ISBN 88-8334-089-2; Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Roman Czaja, Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, Torun 2004, ISBN 83-231-1689-X; Bild und Wahrnehmung der Stadt, hrsg. v. Ferdinand Opll (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas XIX), Linz 2004, ISBN 3-900387-59-1; der vierte Band erscheint demnächst in der Reihe Städteforschung, hrsg. vom Institut für Vergleichende Städteforschung in Münster.

Mailingliste der GSU

Die GSU hat kürzlich eine mailingliste eingerichtet, um eine lebendige Kommunikation zwischen Forscherinnen und Forschern, die sich mit stadtgeschichtlichen und stadtsoziologischen Themen beschäftigen, zu ermöglichen. Die Liste ist unmoderiert, das heißt, jeder kann sich selbst „subscriben“ sowie direkt mails an die Liste verschicken. Wir hoffen daher, dass auf diesem Wege auf call for papers, Tagungsankündigungen, Stellenausschreibungen, Buchankündigungen aufmerksam gemacht wird oder über Tagungen berichtet wird. Darüber hinaus bietet eine unmoderierte Liste aber auch die Möglichkeit, Forschungsanfragen zu stellen oder Diskussionen über aktuelle Themen zu führen. Wir hoffen daher, dass die Liste zu einer lebendigen Kommunikations- und Informationsplattform wird.

Alle Informationen zur Einschreibung in die Liste sind zu finden unter:

<http://mailman.rwth-aachen.de/mailman/listinfo/gsu>

Die e-mail-adresse der Liste lautet:

Gsu@lists.rwth-aachen.de

Für weitere Fragen wenden Sie sich bitte an:

Martina Hessler: martina.hessler@rwth-aachen.de

Heinz-Ulrich Eggert

Schul-Zeit 1938 bis 1949

Zur Vorgeschichte des Wilhelm-Hittorf-Gymnasiums Münster im NS-Staat und in der Nachkriegszeit

2005, 525 Seiten, 41 Fotos, gebunden, 67,- € / sFr 113,-. ISBN 3-402-06646-7

Band 22 der Reihe

Schulgeschichte auf neuen Wegen: Mit einem innovativen methodischen Ansatz und auf breiter Quellenbasis erschließt die vorliegende Fallstudie die Geschichte der 1938 gegründeten und 1945 untergegangenen Oberschule für Jungen am Wasserturm in Münster sowie der von 1946 bis 1949 bestehenden Münsterschen Ausweich-Oberschule für Jungen und Mädchen in Sendenhorst. Im Mittelpunkt steht zunächst die Erforschung der Schulwirklichkeit unter den Bedingungen von NS-Herrschaft und »totalem Krieg«. Die Darstellung schließt jedoch nicht mit der Zäsur des Jahres 1945, sondern wendet sich in einem zweiten Schritt dem schulischen Neuanfang unter britischer Besatzung zu. Dabei wird auch sichtbar, wie Lehrer und Schüler ab 1946 einen von tiefen Einschnitten und Brüchen geprägten Berufs-, Bildungs- und Lebensweg fortzusetzen versuchten. Insgesamt entsteht für den Zeitraum von der unmittelbaren Vorphase des Zweiten Weltkriegs bis zur »doppelten Staatsgründung« des Jahres 1949 das genaue, als exemplarisch aufzufassende Bild einer eng mit der Zeitgeschichte verflochtenen Schulentwicklung.

Christoph Sturm

Das Elementar- und Volksschulwesen

der Stadt Münster 1815-1908

Eine Fallstudie zu Modernisierung und Beharrung im niederen Schulwesen Preußens

2003, 332 Seiten, gebunden, 49,- € / sFr 84,-. ISBN 3-402-06645-9

Band 21 der Reihe

Das Buch von Christoph Sturm zeichnet nach, welche Faktoren die Entwicklung der Elementarschulen in Münster im 19. Jahrhundert prägten. Dabei wird deutlich, dass weit weniger der Streit zwischen Staat und Kirche darüber, »wem die Schule gehöre« den konkreten Werdegang der einzelnen Schulen wie auch der gesamten Schullandschaft bestimmten, als vielmehr Probleme der Schulfinanzierung, der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung und nicht zuletzt die Sozialstruktur der Stadt selbst. Die Studie erlaubt so nicht nur einen Blick zurück in die lokalen Schulverhältnisse des 19. Jahrhunderts, sondern beleuchtet auch Voraussetzungen und Hindernisse einer Modernisierung des Bildungswesens.

ASCHENDORFF VERLAG

Soester Str. 13, D 48155 Münster

Tel.0251-690136, Fax 0251-690143

E-Mail: buchverlag@aschendorff.de, www.aschendorff.de/buchverlag